This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BR
325
D6

No 948.

Stanford University Libraries

11 # 169

Inhalt:

Döllinger, Luther. Eine Skizze.
Janssen, Drei geschichtl. Vorträge:
1/ Karl d. Gr.
2/ Gustav Adolf in Deutschland.
3/ Rußland u. Polen vor hundert Jahren.

Luther.

Eine Skizze von J. Döllinger.

Luther.

Eine Skizze

von

J. Döllinger.

Neuer Abdruck.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1890.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

cum

BR325
D6

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Döllingers berühmte Luther-Skizze ist vor nahezu vierzig Jahren im sechsten Bande der ersten Auflage des „Kirchenlexikons von Wetzer und Welte“ (Freiburg 1851, S. 651 bis 678) erstmals zum Abdruck gelangt. Gleichzeitig wurde ein Sonderabdruck veranstaltet (ebenda, 8°, 62 S.). Dem vorliegenden wortgetreuen Abdruck sei als Geleitswort beigegeben, was der Verfasser bei Sendung des Manuscripts aus München, 7. December 1850, an den Verleger schrieb:

„Der Artikel ‚Luther‘ ist gestern an Sie abgegangen und vielleicht schon in Ihren Händen. Er ist etwas stark, d. h. voluminös ausgefallen, doch glaube ich, daß er immer noch innerhalb erträglicher Grenzen sich hält, und ich dachte, bei der großen Wichtigkeit des Artikels dürfte er eher etwas zu ausführlich als zu kurz werden. Ich habe ihn mit Sorgfalt ausgearbeitet und ziemlich viele Zeit damit zugebracht. — Außerdem habe ich aber auch eine freundliche Bitte; sie besteht darin, daß Sie mir einen Separatabdruck in etwa 30 Exemplaren, mit eigener Paginirung und dem Titel: Luther, eine Skizze von J. Döllinger, machen ließen. Wollten Sie etwa auch für sich eine Anzahl davon abziehen lassen, so habe ich gar nichts dagegen. . . .“

Ganz der Ihrige

J. Döllinger.

Martin Luther, der Sohn eines Bergmanns, geboren zu Eisleben den 10. November 1483, hatte 1501 die Universität Erfurt bezogen, war 1505 hier Magister geworden und sollte sich nach dem Willen seiner Eltern der Rechtswissenschaft widmen. In einem Momente plötzlichen Schreckens und heftiger Todesfurcht — ein Freund soll an seiner Seite vom Blitz erschlagen worden sein — verband er sich durch ein Gelübde, Mönch zu werden. Nicht leicht mochte jemand weniger zu diesem Stande geeignet sein, als eben er; gleichwohl trat er wider seines Vaters Willen, und selbst sein übereiltes Gelübde halb bereuend, in das Augustinerkloster zu Erfurt.

Im Beginn seines Prüfungsjahres mußte er sich nach Klostersitte lästigen Hausarbeiten und demüthigenden Verrichtungen unterziehen, wurde jedoch bald als Magister durch den Provinzial Staupitz davon befreit. Im Mai 1507 empfing er die priesterliche Ordination, die er später als Malzeichen des apokalyptischen Thieres schmähte und verwünschte; daß ihn und den ordinirenden Bischof damals nicht die Erde verschlungen, äußerte er, das sei unrecht und allzu große Gottesgeduld gewesen. Nach fleißigem Studium der scholastischen Theologie ward er 1508 auf Staupitzens Vorschlag an der neuerrichteten Universität Wittenberg Lehrer der Dialektik und Ethik, ging aber schon im folgenden Jahre zu dem ihm viel mehr zusagenden Vortrage der Theologie über. Im Jahre 1516 gab er eine mystische Schrift des 14. Jahrhunderts, die „Deutsche Theologie", heraus. Es war wohl nicht

der speculative Pantheismus dieser Schrift, der ihn so sehr anzog; es war dies seiner ganzen Geistes- und Lebensrichtung ein allzu fremdes Element, dessen wahre Beschaffenheit und Bedeutung er hier nicht einmal verstanden zu haben scheint, sondern die Consequenzen, die in dieser Schrift aus pantheistischen Vordersätzen bezüglich des menschlichen Willens gezogen werden, diese waren es, die ihm das Buch so wichtig und theuer machten: daß es nämlich nur Einen Willen gebe, den göttlichen, daß nur dieser Eine, der göttliche Wille in der Creatur wirke, daß also weder von Freiheit des menschlichen Willens, noch von einem den Willen bindenden Gesetze die Rede sein könne. Darum sollte das „edle Büchlein überköstlich in Kunst und göttlichem Werth" sein.

Ehe noch der Ablaßstreit begann, hatte Luther sich von der bisherigen Theologie und der allgemeinen Lehre der Kirche in einem Punkte entfernt, der neben dem Dogma von der Person Christi der wichtigste im ganzen kirchlichen Lehrgebäude ist und über die Auffassung und Gestaltung des ganzen praktisch-christlichen Lebens entscheidet — im Dogma von der Rechtfertigung des Menschen. Der Keim, aus welchem sein ganzes nachheriges System hervorwuchs, war bereits in den Jahren 1515 und 1516 bei ihm entwickelt, und seine Doctrin, wie er sie an der Universität vortrug, hatte bereits Anstoß und Veranlassung gegeben, von einer neuen, auf Irrwegen befindlichen Theologie zu reden, er selber aber war freilich noch nicht einmal der nächsten und unabweisbarsten Consequenzen, die sich aus seiner Vorstellung ergaben, sich bewußt geworden.

Diese neue Lehre Luthers von der Rechtfertigung und dem ganzen Verhältnisse des Menschen zu Gott war das Ergebniß eines peinigenden und trostlosen Geisteszustandes, in welchem er sich lange Zeit hindurch befunden hatte. Er hatte den klösterlichen Stand und dessen ascetische Vorschriften und

Uebungen mit der ganzen Energie seines heftigen, tief-leidenschaftlichen und der größten Anstrengungen fähigen Charakters ergriffen; es ist kein Grund vorhanden, seine desfallsigen Aeußerungen zu bezweifeln; aber die Geständnisse, die er dabei über seinen damaligen Seelenzustand ablegt, geben auch hinlänglichen Aufschluß über die Ursache, warum sein ascetisches Ringen und Arbeiten ihn nicht förderte, warum endlich ein Zustand der völligen Entmuthigung und Verzweiflung sich einstellte, der mit einem Umschlag in das gerade Gegentheil endigte. Jene Neigung zur Verzerrung, zur unnatürlichen und krankhaften Entstellung an sich wahrer Gedanken und christlicher Vorstellungen und Empfindungen, die sich später bei ihm immer wieder geltend machte, findet sich schon in seiner katholischen und klösterlichen Lebensperiode. Er versichert z. B., es habe ihm, als er in Rom gewesen, leid gethan, daß seine Eltern noch nicht todt seien, damit er sie durch seine Messe aus dem Fegfeuer hätte befreien können; er meint selber, wenn er Gelegenheit dazu gefunden hätte, würde er in seinem Religionseifer oder Fanatismus der grausamste Todtschläger geworden sein. Wenn auch nach seiner Lossagung von der Kirche und nach dem gewaltsamen Bruche mit seiner ganzen Vergangenheit eine große Veränderung in seinem sittlichen Charakter vor sich ging, so ist doch nicht zu verkennen, daß jenes Feuer des Zornes und des bis zum Hasse sich steigernden Ingrimmes, das später in helle Flammen aufschlug, damals schon, wenn auch noch niedergehalten und gebändigt durch seine ascetischen Anstrengungen, in ihm glühte, und daß er überhaupt gegen sein mit edlen wie mit bedenklichen und schlimmen Anlagen reich ausgestattetes Temperament einen Kampf führte, der oft mit Niederlagen endete. Er sagt es selbst, daß es außer den Versuchungen der Wollust vorzüglich Regungen des Zornes, des Hasses und Neides gewesen, die er nicht zu überwinden vermocht habe. Dabei fehlte es ihm seinem Geständ-

niſſe nach an der Liebe Gottes; er habe, ſchrieb er nachher an Staupitz, eigentlich vor Gott nur geheuchelt, wenn er Buße zu thun verſucht und eine erdichtete und gezwungene Liebe in Worte gefaßt. Im Kloſter, erzählt er ferner, ſei er Chriſto ſo feind geweſen, daß, wenn er ſein Gemälde oder Bildniß geſehen, wie er am Kreuze hing, er davor erſchrocken ſei, die Augen niedergeſchlagen und lieber den Teufel geſehen hätte. Das Gebet konnte ihm nicht helfen, weil er, wie er ſagt, in dem Wahne befangen war, man müſſe, um zu Gott zu beten und von ihm erhört zu werden, bereits ganz rein und ohne Sünde wie die Heiligen des Himmels ſein. Alles dieſes verſetzte ihn begreiflicherweiſe in einen Zuſtand düſterer Entmuthigung und troſtloſen Verzagens, der aber wieder mit trotziger Vermeſſenheit und ſelbſtgefälliger Einbildung abwechſelte; in ſolchen Momenten war er dann ſeinem Ausdrucke nach ein höchſt anmaßlicher Selbſtgerechter (praesumtuosissimus justitiarius) und ſah nichts von dem Schalk in ſeinem Innern. Es iſt allerdings ein peinlicher Zuſtand, ſich ſo nach kurzer Berauſchung in trügeriſcher Selbſtzufriedenheit hinabgeſtürzt zu ſehen in den Abgrund des Schreckens und der Verzweiflung und in dem Kampfe mit der Hydra der Sünde ſtatt der abgeſchlagenen immer neue Köpfe nachwachſen zu ſehen.

Die Pein dieſes Zuſtandes ward immer unerträglicher, und Luther forſchte und grübelte mit ängſtlichem Bemühen, wie er den Stachel, der die Wunde ſeiner Seele ſtets offen erhielt, aus der Bruſt reißen oder ihm wenigſtens die Spitze abbrechen könne. In dieſer Stimmung las und ſuchte er in der Bibel, beſonders in den Briefen Pauli an die Römer und Galater, und er, der mit ſo glühendem Durſt, mit der Erwartung und dem Entſchluſſe, eine für ſeinen perſönlichen Zuſtand erwünſchte und tröſtliche Lehre in der Bibel zu finden, an dieſes Buch herangetreten, hätte noch jemals das Geſuchte nicht auch gefunden oder zu finden gewähnt? Luthers Entdeckung beſtand

aber wesentlich in folgendem: Der Mensch ist einmal in diese Welt des herrschenden Bösen, eine Welt, welche nicht in der Finsterniß, sondern welche die Finsterniß selbst ist, versetzt. Er selbst ist infolge der Erbsünde durch und durch böse, das Streben nach innerer Heiligung und Reinigung von Sünde, in der Meinung, daß dies vor Gott etwas gelte, ist verkehrt und vergeblich; Gott bietet vielmehr dem Menschen, der es zu keiner eigenen, wirklichen innern Gerechtigkeit zu bringen vermag, eine schon fertige, fremde an, die er sich nur zuzurechnen braucht, und die durch diese gläubige Zurechnung sein Eigenthum wird. Das, was Christus auf Erden für uns gethan und gelitten hat, das ist dieses Kleid der Gerechtigkeit, in welches der Mensch sich nur zu hüllen, mit welchem er seine ganze Schuld und stete Sündhaftigkeit nur zuzudecken braucht, um sofort von Gott für gerecht erklärt zu werden. Denn was immer Christus gethan und gelitten hat, das hat er alles an meiner Stelle gethan und geduldet, damit ich selber dieser ohnehin für mich unlösbaren Aufgabe, innerlich wahrhaft gerecht und vermöge dieser Gerechtigkeit gottgefällig zu werden, überhoben wäre; mir aber liegt nur ob, diese Leistung nunmehr durch den Act des Glaubens zu meinem Eigenthum zu machen, sie mir zuzurechnen und mich im Vertrauen auf diese zwar fremde, aber mein gewordene Gerechtigkeit vor Gott, der mich sofort als Gerechten anerkennt und behandelt, darzustellen.

Luther verstärkte und erweiterte diese seine imputative Gerechtigkeit gerade in dem Maße, als seine Verwerfung einer wirklichen Gerechtigkeit des Menschen es erforderte; dieser weite Mantel der Gerechtigkeit Christi deckt seiner Vorstellung nach nicht nur fortwährend alle Sünden, die der Mensch begeht, zu, so daß Gott sie nicht sieht, sondern sie ist auch ein vollkommener und überflüssiger Ersatz für den Mangel einer positiven Gerechtigkeit im Menschen, die ganz geeignet schien, jeden Zweifel, jede Besorgniß eines ängstlichen Gewissens zu be-

seitigen. Hier war also eine Art der Rechtfertigung für den Menschen gefunden, das große, bisher unbekannte Princip war verkündigt; daß die wirkliche Güte der Person nichts mit seinem von Gott für Gutgeachtetwerden zu thun habe, oder daß die Gerechterklärung der Menschen an keine ethischen Bedingungen geknüpft sei, als nur die, welche für den Act der Imputation selbst erforderlich sind, nämlich an das Bewußtsein der eigenen Schuld und Ohnmacht und an die Erkenntniß, daß diese Zurechnung der Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi der von Gott bestimmte Weg der Errettung sei.

Das war der Sinn der von Luther so kräftig vertretenen Abschaffung des Gesetzes, des moralischen sowohl als des ceremoniellen; daher der absolute Gegensatz, in dem er Gesetz oder Moses und Christus einander entgegenstellte, das Gesetz, das dem Menschen zumuthet, nicht zu sündigen, fromm zu sein, dies und jenes zu thun, und Christus, der zum Menschen spricht: Du bist nicht fromm, ich habe aber alles für dich gethan, und du brauchst dir diese meine Leistung nur zuzurechnen. Daher die so oft wiederholte Zumuthung, dem Gesetze durchaus keinen Einfluß auf das Gewissen zu gestatten, das Gewissen „freudig einschlafen zu lassen in Christo ohne alle Empfindung des Gesetzes und der Sünde".

Dies also war die große Entdeckung, das εὕρηκα Luthers, mit der ihm die Lösung aller Räthsel des religiösen Lebens vollständig gelungen zu sein schien; jetzt erst waren Gesetz und Gewissen, diese unversöhnlichen Feinde, versöhnt; und zu der neuen, trostvollen Lehre bot sich sofort auch der rechte Name von selbst dar — er nannte sie das Evangelium; denn welche fröhlichere Botschaft, meinte er, kann es geben, als daß der Mensch nicht durch Anstrengung, durch die Arbeit der Buße und Besserung, sondern auf so leichte und bequeme Weise, durch einen bloßen Act des gläubigen Annehmens und sich Zurechnens vor Gott gerecht und seines ewigen Heiles

gewiß werde? Und diese fröhliche Botschaft, sie war seit vielen Jahrhunderten schon verloren gegangen, und die ganze Christenheit hatte, in tiefer Nacht herumirrend, sich mit einer Gerechtigkeit abgemüht, die dem Menschen, nachdem er alles gethan, nur das Gefühl ließ, daß er ein größerer Sünder sei, als er vorher gewesen. Es war offenbar, so schloß Luther weiter, Gottes specielle Wahl und Berufung, die ihn zum Verkünder und Wiederhersteller dieser verschollenen Freudenbotschaft auserkoren, und ihm selber war diese Einsicht und das rechte Verständniß der Briefe Pauli an die Römer und Galater nur durch höhere Inspiration zu theil geworden. Zugleich war nun auch der Prüfstein gefunden, der über den Werth oder die Verwerflichkeit aller in der Kirche damals vorhandenen Dogmen, Einrichtungen und Uebungen entschied; alles, was mit dem neuen Evangelium und seinen nothwendigen Consequenzen sich nicht vertrug oder überflüssig erschien, das war hiermit schon gerichtet und mußte fallen; die Kirche selber, die diese Hauptlehre zum Verderben so vieler Millionen verfälscht und den armen Christen ihren sichersten Trost, die Quelle ihres Heiles geraubt hatte, sie war nun gleichfalls gerichtet, sie konnte unmöglich die wahre sein.

Das Ablaßwesen Tetzels und seiner Gehilfen und der Streit, in den er darüber verwickelt ward, war demnach nicht etwa die erste Veranlassung für Luther, über den kirchlichen Lehrbegriff nachzudenken, mit Herabsetzung, dann Verwerfung der Indulgenzen zu beginnen und so fortschreitend von einem Lehrpunkte zum andern das ganze bestehende System umzugestalten, sondern geraume Zeit vor diesem Zwiste hatte Luther bereits eine Doctrin sich angeeignet, welche nur unter vielen anderen Consequenzen auch die Verwerfung der kirchlichen Lehre von der Buße und Genugthuung und damit dann freilich auch die Beseitigung der völlig überflüssig gewordenen Indulgenzen als nothwendige Folge nach sich zog. Der Streit

selbst hatte für Luther nur die Wirkung, jene Entwicklung seines Systems, welche ohne die äußere Veranlassung langsamer und wohl auch mit mehr Scheu und Bedenklichkeit stattgefunden haben würde, zu beschleunigen, ihm eine höchst populäre, durch die öffentliche Meinung in Deutschland und Europa mächtig getragene und geschirmte Stellung anzuweisen und seiner Lehre, die nur aus einem gegen offenbare Mißbräuche in bester Absicht unternommenen Widerstande hervorgegangen zu sein schien, um so größern Beifall und leichtern Eingang zu verschaffen.

Früher hatte er die Mißbräuche in der Kirche, die Unfähigkeit und Lasterhaftigkeit so vieler Geistlichen, die Verwahrlosung des Volkes und anderes gefühlt und beklagt, wie andere der Kirche ergebene und einsichtige Männer sie empfanden und betrauerten; doch war ihm noch nicht eingefallen, für solche Zufälligkeiten, die auch damals je nach den einzelnen Ländern sehr verschieden waren, die allgemeinen Institutionen der Kirche selber, ihren Gottesdienst u. s. w. verantwortlich zu machen; indes hatte er überhaupt einen geschärften Blick für das Böse in allen Gestaltungen und Erscheinungen des Lebens, ein Temperament, das sich vorzugsweise mit Erspähung des selbstischen, unreinen Elements in den Handlungen und Zuständen der Menschen wie in den öffentlichen Angelegenheiten des Staats- und Kirchenlebens beschäftigte und nährte. Daß der Mensch, nicht bloß der noch Gott entfremdete, sondern auch der bereits im Zustande der Begnadigung befindliche, fortwährend in allen Handlungen, auch den aufs beste gethanen sündige, und jeder That etwas Böses, Gott an sich Mißfälliges beigemischt sei, daß auch das leichteste der göttlichen Gebote von den Frommen nicht wahrhaft gehalten werden könne, das war bei ihm Lieblingsbehauptung.

In nächster Verwandtschaft mit dieser Anschauungsweise stand die Neigung, auch in den kirchlichen Zuständen das vorhandene Gute über dem sich ohnehin mehr hervordrängenden

Bösen zu übersehen, die Schäden zu vergrößern und sie, ohne auf die mildernden Umstände zu achten, in grellen Farben auszumalen. Sobald aber Luther einmal mit der kirchlichen Lehre in Zwiespalt gerathen war, sobald infolge davon eine argwöhnische und bittere Stimmung gegen die Kirche selbst, als die Trägerin des ihm verhaßten Dogmas, sich festgesetzt hatte, da mußte auch in seiner Betrachtungsweise der kirchlichen Zustände und Einrichtungen, in seinem Urtheile über das kirchliche Leben eine große Veränderung eintreten. Wie nahe lag es jetzt, in allen Erscheinungen und Gestaltungen des kirchlichen Lebens die schlechten Früchte einer schlechten Lehre zu entdecken und alles begierig zusammenzutragen, was nur immer als praktisches Zeugniß gegen die Doctrin gebraucht werden konnte! Wie nahe lag die Versuchung, durch übertreibende, gehässige Darstellung und Verzerrung der kirchlichen Zustände die Anklage gegen das System, das solche Zustände verschuldet, zu verschärfen!

Aus allen Aeußerungen Luthers, aus seiner ganzen Betrachtung von Natur und Geschichte ergibt sich, daß er sich das Reich des Satans als ein unermeßlich weit ausgebreitetes dachte, daß der Einfluß des Teufels seiner Vorstellung nach mit unwiderstehlicher Macht alles, was Gott ihm nicht entriß, sich unterwarf. Seitdem aber in Luthers Seele die Thatsache feststand, daß die Kirche in den wichtigsten Punkten von Christi reiner Lehre abgefallen sei, konnte auch der Glaube an eine besondere göttliche Leitung und Bewahrung der Kirche sich bei ihm nicht mehr halten. Sie war ihm nun ein Reich, in welches der Satan siegreich eingedrungen, in welchem er seinen Sitz aufgeschlagen und weithin alles besudelt und vergiftet hatte, und immer mehr gewöhnte er sich nun, was ihm an den kirchlichen Dingen irgend mißfiel, sofort als ein Erzeugniß satanischer Einwirkungen darzustellen. Ohnehin ist, sobald man einmal die Gefühle der Ehrfurcht und Anhänglichkeit an eine

Institution abgeschüttelt hat, nichts leichter und bequemer, nichts für die Eigenliebe schmeichelhafter, als sich über sie zu Gericht zu setzen und von einem ganz äußerlichen Standpunkte aus jeden wirklichen oder möglichen Mißbrauch an derselben aufzudecken und nach Herzenslust zu schelten.

Die Bedenken, daß er hierin zu weit gehe, das Gute mit dem nur zufällig anklebenden Schlimmen verwerfe, daß er Gebrechen, die ihren Grund nur in der allgemeinen menschlichen Fehlerhaftigkeit und der Neigung der Menschen haben, auch das Beste zu mißbrauchen und in den Dienst ihrer Leidenschaften zu ziehen, der Sache selbst, dem Institut oder Ritus zur Last legen möchte — diese Bedenken hielten ihn nicht mehr zurück; er hatte sich ja mit aller Kraft in die Vorstellung hineingearbeitet, daß die Verunstaltung der Rechtfertigungslehre ein tödtliches Siechthum, ein zerstörendes Gift in alle Glieder und Säfte des kirchlichen Organismus getragen habe, daß die falsche Werkheiligkeit, die Lehre vom Zweifel an der Gnade Gottes und die Verwerfung des Specialglaubens, die Verläugnung der imputirten Gerechtigkeit, der hochmüthige Dünkel, es zu einer eigenen innern Gerechtigkeit vor Gott bringen und sich die Seligkeit mit seinen Werken erkaufen zu wollen — daß dies Dinge seien, die nothwendig ein allgemeines Verderben über die Kirche bringen, ihre Verfassung, ihre Sacramente und ihren Gottesdienst verfälschen und in das Gegentheil der ursprünglich von Christo getroffenen Einrichtungen verkehren mußten.

Er war also seiner Vorstellung nach ganz sicher, daß er auch bei den stärksten und schonungslosesten Angriffen doch nie zu tief ins Fleisch schnitt, daß keiner seiner Schläge ein noch gesundes Glied am Körper der Kirche traf. „Es ist ja", sagte er, „kein Buchstabe so klein in ihrer Lehre, und kein Werklein so geringe, es verläugnet und lästert Christum und schändet den Glauben an ihn." „Und vor Luther hatte ja niemand

gewußt, was das Evangelium, was Christus, was Taufe, was Beichte, was Sacrament, was der Glaube, was Geist, was Fleisch, was die zehn Gebote, was das Vaterunser, was Beten, was Leiden, was Trost, was weltliche Obrigkeit, was Ehestand, was Eltern, was Kinder, was Herr, was Knecht, was Frau, was Magd ꝛc. sei. Summa! Wir haben gar nichts gewußt, was ein Christ wissen soll."

Luthers erste Schritte wurden mit Muth und Vertrauen auf die Güte seiner Sache und in dem Bewußtsein, daß er in seinem Orden und außerhalb desselben Gleichgesinnte habe, unternommen. Wenn in den ersten Monaten nach Veröffentlichung seiner Thesen die Zeichen der Theilnahme und Beistimmung noch sparsam hervortraten, so änderte sich dies bald. Nicht nur durfte er auf den Schutz seines weitverbreiteten Ordens, aus dessen Mitte sich keine einzige Stimme gegen ihn erhob, rechnen: im Mai 1518 wußte er bereits, daß die ganze Universität Wittenberg, mit Ausnahme eines Einzigen, daß sein Diöcesanbischof und mehrere andere Prälaten auf seiner Seite standen oder sich beifällig äußerten, ja daß sehr viele sagten: sie hätten vorher Christum und das Evangelium nicht gekannt und nichts davon vernommen. Seine Gegner gehörten dem zwar mächtigen, aber durch eigene Schuld in der öffentlichen Meinung sehr gesunkenen Dominikanerorden an, während Luther Mitglied eines in Deutschland durch seine sittliche Haltung und seine Gelehrsamkeit geachteten Ordens war. Sehr bald erfuhr er, daß die Gunst und der Beistand der einflußreichen Humanisten ihm in weiten Kreisen zu statten kam, und nicht nur Freunde, auch Feinde arbeiteten ihm in die Hände, wie denn die plumpe und ungeschickte Gegenschrift eines Sylvester Prierias ihm sicher mehr nützte als schadete.

Luther selbst führte einige Monate hindurch die Sprache demüthiger Unterwerfung unter das Urtheil der kirchlichen Oberen und versicherte den Papst, daß er unbedingt über seine Person

und Lehre verfügen könne; um so leichter gestattete dieser auf die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen, daß Luther, statt der Anfangs August erlassenen Vorladung gemäß sich persönlich in Rom zu stellen, seine Sache vor dem Cardinal Thomas de Vio, der als Legat nach Augsburg ging, führen durfte. Jetzt mischte sich das alte Mißtrauen und der Widerwille der Deutschen gegen die schlauen Italiener ins Spiel, Luther erschien nur mit einem Geleitsbriefe und weigerte sich, den Widerruf, den der Cardinal von ihm forderte, zu leisten, appellirte an den besser zu unterrichtenden Papst und dann, als eine päpstliche Bulle die Ablaßlehre bestätigte, an ein allgemeines Concil. Die Verhandlungen mit dem päpstlichen Kammerherrn Miltiz, die sich durch das Jahr 1519 hindurchzogen, blieben ohne ein wesentliches Ergebniß; Luther versprach zwar zu schweigen, aber nur, wenn auch alle seine Gegner schweigen würden; er richtete wirklich am 3. März 1519 ein Schreiben an den Papst, worin er versicherte, er habe nie die Autorität des Römischen Stuhles antasten wollen, die mit Ausnahme Christi über alles im Himmel und auf Erden gehe, und zugleich gestand, er sei in seiner rauhen Schärfe wider die römische Kirche bis zum Mißbrauche gegangen; er wolle dafür das Volk in einer eigenen Schrift zur rechten Ehrfurcht gegen diese Kirche auffordern. Dies war jedoch nicht sehr ernstlich gemeint, denn wenige Tage später äußerte er in einem Briefe an seinen Freund und Gönner, den kurfürstlichen Hofprediger Spalatin: „er wisse nicht, ob der Papst der Antichrist selbst oder nur dessen Apostel sei“. Indes waren die Bande, die ihn an die Kirche fesselten, noch immer stark genug, um ihn von der entschiedenen und offenen Behauptung mancher Sätze, zu denen ihn sein Lieblingsdogma mit Gewalt drängte, zurückzuhalten.

Ueber diesen Conflict seines bald von der noch haftenden Ehrfurcht vor der kirchlichen Autorität, bald von der Conse-

quenz ſeines Dogmas beherrſchten und zerriſſenen Verſtandes und Gewiſſens äußerte er in ſpäterer Zeit: „er habe damals den Geiſt mit ſo ſtarker Begierde, gleichſam verwirrt im Geiſt und beinahe ſinnlos, erwartet, daß er kaum gewußt, ob er wache oder ſchlafe; nur mit großem Kampfe und ſehr ſchwer habe er endlich durch die Gnade Chriſti den Gedanken, daß man die Kirche hören müſſe, überwunden".

Der Eintritt in dieſes Stadium ſeiner innern Entwicklung wurde beſchleunigt durch äußere Anläſſe, namentlich die Leipziger Disputation, die zwar zuerſt nur zwiſchen Eck und dem jetzt noch eng mit Luther verbündeten Carlſtadt geführt werden ſollte, an der aber Luther, und zwar als Beſtreiter des päpſtlichen Primats, theilnahm; dann durch die von den Univerſitäten Köln und Löwen ausgeſprochene Verurtheilung ſeiner Sätze. Den Verſuch, ſich an die Unterſcheidung zwiſchen der römiſchen Kirche als der Braut Chriſti und Gebieterin der Welt und zwiſchen der römiſchen Curie mit ihren ſchlechten Früchten anzuklammern, ließ er bald wieder fallen, denn ſchon ſchien es ihm gewiß, daß der päpſtliche Stuhl der Sitz des in der Schrift geweisſagten Antichriſt ſei. Wenn ſein Ruf und der ſeiner beiden Gehilfen Carlſtadt und Melanchthon bis zum Beginne des Jahres 1520 bereits 1500 Studirende nach Wittenberg gezogen hatte, wenn ihm immer häufiger werdende beiſtimmende und bewundernde Zuſchriften aus den verſchiedenſten Gegenden zukamen, Sickingen und andere Edelleute ihm Schutz und Aſyl anboten, ſo wußte Luther wohl, daß er unbeſorgt noch weiter gehen dürfe, und daß er ſchon an dem in Deutſchland damals unter Geiſtlichen und Weltlichen weit verbreiteten Widerwillen gegen Rom einen mächtigen Bundesgenoſſen habe.

Die von Eck betriebene päpſtliche Bulle, welche 41 Sätze Luthers, darunter mehrere, die ſchon den ganzen neuen Lehrbegriff im Keime in ſich trugen, theils als offenbar häretiſch,

heils als ärgerlich und vermessen verdammte und ihm, wenn er nicht widerrufe, die Excommunication ankündigte, bekräftigte ihn in dem Entschlusse, den offenen Bruch zu vollenden, besonders nachdem ihm jene Zusicherungen eines mächtigen Schutzes zugekommen waren. Er, der am 15. Januar 1520 noch in einem Schreiben an den neuerwählten Kaiser Karl erklärt hatte, er wolle als ein treuer und gehorsamer Sohn der katholischen Kirche sterben und sich das Urtheil aller nicht verdächtigen Universitäten gefallen lassen, hatte im Juni desselben Jahres die Schrift „An den deutschen Adel von des christlichen Standes Besserung" herausgegeben und ließ im October das Buch „Von der babylonischen Gefangenschaft" folgen.

In beiden Büchern war neben der Aufdeckung und Rüge vieler wirklicher und schwer genug gefühlter Mißbräuche eine so vollständige Lossagung von der Kirche, ihrer Lehre, ihrem Gottesdienste und ihrer Verfassung enthalten, daß Luther später im weitern Verlaufe seines neuen Kirchenbaues nicht viel mehr hinzuzusetzen hatte. Als die Folge der im letzten Buche ausgesprochenen Verwerfung des eucharistischen Opfers, also derjenigen Handlung der Kirche, welche den Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes bildet, gab er selber die Nothwendigkeit an, daß „der größte Theil der Bücher, die jetzo die Oberhand haben, und schier der Kirche ganze Gestalt weggethan und verändert werde". Dem auch in der Kirche behaupteten allgemeinen Priesterthum aller Christen gab er einen solchen Umfang, daß damit das ganze Gebäude der Kirchenverfassung von Grund aus umgestürzt wurde, jede kirchliche Hierarchie, jedes an einen besondern Stand geknüpfte Recht der Leitung und Verwaltung der Kirche als Usurpation wegfiel. Nicht ein geistlicher Stand sollte mehr existiren, sondern nur durch Auftrag der Gemeinden aufgestellte Beamte, die das verrichteten, wozu alle die gleiche Gewalt hätten. Dabei schmeichelte Luther mit kluger Berechnung den anderen Ständen, den Fürsten, dem Adel und

den ſtädtiſchen Gewalten, denn dieſen vorzüglich mußte, wenn nach ſeiner Abſicht der Bau der deutſchen Kirche in Trümmer zerfiel, die reiche Beute zufallen; der hundertſte Theil des gegenwärtigen Kirchengutes, meinte er, ſei hinreichend zur Erhaltung einer Kirche; ausdrücklich behielt er zu Gunſten des Adels vor, daß die Domſtifte als Verſorgungsanſtalten für die jüngeren Söhne des Adels fortbeſtehen ſollten; auch dem Kaiſer hatte er eine Lockſpeiſe hingeworfen: Einziehung des Kirchenſtaats und Zerreißung des Lehnsverhältniſſes von Neapel.

Ein neuer Verſuch Miltizens, der auch jetzt noch nicht einſehen wollte, daß Luther ſeine Schiffe verbrannt habe und bereits durch eine breite Kluft von der Kirche getrennt ſei, veranlaßte nur ein höhniſches, an Papſt Leo gerichtetes, aber für das große Publikum beſtimmtes Schreiben, worin Luther die geſuchteſten Ausdrücke der Schmach und Verachtung auf den Römiſchen Stuhl häufte. In dieſem Schreiben, welches er nach ſeiner Zuſammenkunft mit Miltiz, alſo nach dem 10. October, erließ, aber auf den 6. September vor Publicirung der Bulle zurückdatirte, hatte er die Perſon des Papſtes noch geprieſen, ihn einen Daniel unter den Löwen, einen Ezechiel unter den Skorpionen genannt; aber ſchon am 17. November wurde Papſt Leo, ohne daß irgend etwas Neues von Rom unterdes ausgegangen wäre, in einer öffentlichen Appellation an ein Concilium ein verſtockter, verdammter Ketzer und Abtrünniger, ein Feind und Unterdrücker der Heiligen Schrift, ein Verräther, Läſterer und Schmäher der heiligen chriſtlichen Kirche und eines freien Concils genannt. Dazu kam die alles bisher in der Chriſtenheit Vernommene überbietende Schrift „Wider die Bulle des Endechriſts“ und am 10. December die feierliche Verbrennung der Bulle und der canoniſchen Rechtsbücher vor dem Thore von Wittenberg.

Dieſes Verbrennen der „gottloſen Bücher des kirchlichen Rechts, worin nichts Gutes iſt, und wenn auch etwas Gutes

darin wäre, alles doch zum Schaden und Befestigung ihrer antichristlichen Tyrannei verkehrt ist", wie Luther zur Vertheidigung dieses Schrittes drucken ließ, war eine bedeutungsvolle Handlung; sie drückte aus, daß es jetzt um nichts Geringeres als um die völlige Zerstörung aller bisherigen kirchlichen Rechtsverhältnisse und bestehenden Einrichtungen sich handle, und daß eine kirchliche Genossenschaft gegründet werden solle, die ihren gesellschaftlichen Bau rein von vorne anfange.

Nach Worms auf den Reichstag folgte Luther dem Rufe des Kaisers gerne; er freute sich, vor den Fürsten und dem Adel des Reiches, unter dem er bereits so viele Gönner zählte, als Bekenner seiner Lehre auftreten zu können; seine Reise dahin glich einem Triumphzug; im Bewußtsein persönlicher Sicherheit und gewaltiger Popularität bewegte er sich auf der Versammlung mit einer Zuversicht, die vielen als ein neuer Beweis für die Güte seiner Sache galt; den Versuchen, die besonders der Erzbischof von Trier machte, ihn zum Widerrufe oder zu irgend einer beruhigenden Erklärung zu bewegen, stellte er die Berufung auf die Bibel und sein Gewissen entgegen; selbst einem Concilium wollte er die Entscheidung nur dann überlassen, wenn dasselbe nach Bibelstellen (er meinte natürlich: und nach seiner Auslegung dieser Stellen) den Ausspruch thue.

Auf seiner Rückreise wurde er auf Anordnung seines Kurfürsten und mit seiner Zustimmung aufgehoben und als Ritter verkleidet nach der Wartburg gebracht, während in Worms der Kaiser die Reichsacht über ihn verhängte, die aber erst nach Abreise der meisten Fürsten von der geringern Zahl der Zurückgebliebenen unterzeichnet wurde. Der Fortgang der neuen Lehre wurde dadurch, daß ihr Urheber auf kurze Zeit den Augen der Menschen sich entzog, nicht gehemmt, der Feuerbrand dieser Lehre war einmal in das dürre Gestrüppe, dessen

es allenthalben in Deutschland genug gab, hineingeworfen, und bald da, bald dort schlugen die Flammen auf.

Es war auch ein Schauspiel, das billig alle in Spannung erhielt, ein Contrast, der auch die Sympathien der Besten ihm und seiner Sache zuwendete. Da stand auf der einen Seite eine ganze Schaar von Prälaten, kirchlichen Dignitären und Pfründenträgern, die, mit irdischen Gütern überreich ausgestattet, sorglos dahin lebten, sich wenig um die Noth und den Verfall der Kirche kümmerten und auch jetzt den stürmischen Angriffen auf die Kirche in ruhiger Trägheit zuschauten; auf der andern Seite stand ein einfacher Augustinermönch, der alles das, was jene in Fülle hatten oder erstrebten, weder besaß noch suchte, der aber dafür mit Waffen stritt, wie sie jenen nicht zu Gebote standen, mit Geist, mit hinreißender Beredsamkeit, mit theologischem Wissen, mit festem Muthe und unerschütterlichem Selbstvertrauen, mit dem Schwunge der Begeisterung, der Energie eines zur Herrschaft über die Geister berufenen Willens und mit eiserner Arbeitsamkeit. Deutschland aber war damals noch ein jungfräulicher, durch keinen Journalismus, keine Broschürenliteratur überwucherter Boden; wenig noch und nichts von Bedeutung war über öffentliche, alle gemeinsam berührende Angelegenheiten geschrieben worden; Fragen von höherem Interesse, welche die Geister anderweitig beschäftigt hätten, lagen nicht vor; um so größer war daher in allen Ständen die Empfänglichkeit für religiöse Aufregung, um so größer aber auch in einem noch nicht an pomphafte Declamationen und rhetorische Uebertreibungen gewöhnten Volke die Bereitwilligkeit, einem Manne, der als Priester und Lehrer der Theologie an einer Hochschule mit Einsetzung seiner Persönlichkeit und mit im ganzen so geringem Widerspruche die furchtbarsten Anklagen gegen die Kirche erhob, alles aufs Wort zu glauben. Und diese Beschuldigungen, diese Hinweisungen auf eine trostvolle, bisher boshafter Weise unterdrückte und verschwiegene

Lehre, die jetzt in so ausgesuchten Kraftworten vorgetragen wurde, waren verbunden mit steten Berufungen auf Christum und auf das Evangelium, mit apokalyptischen auf das Papstthum und den ganzen Zustand der Kirche angewendeten Bildern, welche die Phantasie mächtig ergriffen; die Schriften aber, die jetzt zum erstenmal das ganze Kirchenwesen und dessen Gebrechen besprachen, waren einerseits mit biblischen Worten, Sprüchen, Gedanken durchwebt, andererseits mit der berechnenden Kunst einer ihrer Zwecke sich wohl bewußten und die Schwächen des Nationalcharakters vollkommen kennenden Demagogie abgefaßt und ebenso gut geeignet, in Wirthshäusern und auf öffentlichen Plätzen als von den Kanzeln vorgelesen zu werden.

Mächtiger noch als die äußerlichen Mittel der Förderung wirkten die inneren, die in dem Systeme selbst gelegenen Motive; es waren süße, trostvolle, gern vernommene Lehren, wie sie seit zwei Jahren und noch entwickelter in den nächstfolgenden Jahren von so vielen Kanzeln, in Liedern, in zahllosen Schriften dem Volke beigebracht wurden, von der Rechtfertigung ohne alle Vorbereitung durch bloße Imputation der Leiden und Verdienste Christi, von der unmittelbaren, durch einen einzigen Glaubensact zu erlangenden Gewißheit des Gnadenstandes und der Seligkeit, die Lehren ferner, daß die guten Werke von allem Einflusse auf die jetzige Gerechtigkeit und künftige Seligkeit der Menschen ausgeschlossen seien, daß aber jeder Christ schon im Besitze einer ohne alle Mühe durch einen bloßen Glaubensact erworbenen, bloß zugerechneten Heiligkeit sei, wobei er allerdings sündhaft bleiben solle und müsse. Und dazu kam nun die neue christliche Freiheit, wie sie Luther als selbsterwählter Schirmvogt der in der Kirche bisher mit Füßen getretenen Christenrechte so nachdrücklich verkündigte, die Freiheit, sich über die Satzungen und Ordnungen der Kirche wegzusetzen, nicht zu beichten, nicht zu fasten u. s. f., oder dies und ähn-

liches nur nach Willkür und eigenem Gutdünken zu thun. „O eine feine Predigt war das," ſchrieb Wicel ſpäter, „nicht mehr faſten, nicht mehr beten, nicht mehr beichten, nicht mehr opfern und geben u. ſ. f. Solltet ihr doch wohl zwei deutſche Lande, nicht eines allein damit geködert und in euer Netz gerücket haben! Denn wenn man einem erſt ſeinen Willen läßt, ſo iſt er wohl zu gewinnen!"

Das neue Evangelium verhieß aber nicht nur einen viel leichtern und ſicherern Erwerb der geiſtigen und künftigen Güter, es eröffnete auch, beſonders für die Fürſten, den Adel und die ſtädtiſchen Gewalthaber, lockende Ausſichten auf Gewinn an irdiſchen Gütern; gar viele unter ihnen waren damals tief verſchuldet und erblickten jetzt im Kirchengute die geöffnete Schatzkammer, aus der ſie ihre Schulden bezahlen konnten; zugleich bot die Einziehung der Bisthümer ſich den Größeren als erwünſchtes Mittel dar, ihre Staaten zu arrondiren und ihre Territorialmacht erſt jetzt feſt zu begründen und auszubilden.

Endlich hatte Luther in dem deſtructiven Kampfe, den er gegen die Kirche führte, zwei mächtige Menſchenklaſſen zu Bundesgenoſſen; die eine beſtand aus den Humaniſten, Philologen und gelehrteren Schulmännern, wie ſie vorzüglich aus der Erasmiſchen und in den nächſten Jahren auch aus der Melanchthoniſchen Schule hervorgingen, Männern, die dem bisher übermächtigen und im Beſitze aller einträglicheren Stellen befindlichen Clerus, dem ſie ſich meiſtens an Kenntniſſen überlegen wußten, von Herzen gram waren und begierig mithalfen, die Abneigung und das Mißtrauen des Volkes gegen dieſen Stand zu ſchüren. Alle dieſe ſahen um ſo mehr in Luther einen der Ihrigen und einen Beförderer ihrer Richtung wie ihrer Standesintereſſen, als er den Untergang der reinen Lehre aus der Vernachläſſigung des Studiums der griechiſchen und hebräiſchen Sprache ableitete und die neue Theologie, ſowie den Neubau ſeiner Kirche auf der Baſis des Sprachſtudiums

aufzurichten verhieß. Die andere Klasse war noch weit zahlreicher; sie umfaßte eben die heranwachsende Generation, die studirende Jugend und die jüngeren, seit kurzem erst ins praktische Leben eingetretenen Männer; alle diese bewunderten und verehrten in Luther den Helden des Tages, die imponirendste Persönlichkeit, die Deutschland damals aufzuweisen hatte, den Mann, der ein Schwert im Munde führte, dem keiner seiner deutschen Gegner irgend ebenbürtig war, der überhaupt das kraft- und lebensvolle Neue, den Fortschritt und die Aufklärung repräsentirte, während die katholische Kirche und ihre Vertheidiger als die Vertreter des Veralteten, der Reaction erschienen, wenn man das auch damals mit anderen Namen bezeichnete.

Inzwischen hatte Luther auf der Wartburg, seinem „Patmos", sich mit Schriften gegen den katholischen Theologen Latomus und die Universität Löwen, dann gegen das kirchliche Opfer (von Abschaffung der Privatmesse) beschäftigt. In der letztern Schrift versicherte er, erst nach schwerem Kampfe mit seinem Gewissen sei er endlich dahin gekommen, den Papst für den Antichrist, die Bischöfe für seine Apostel, die hohen Schulen für seine Hurenhäuser zu halten, sein Herz habe gar oft gezappelt und ihm vorgeworfen: „Wie, wenn du irrtest und so viele Leute im Irrthum verführtest, die alle ewiglich verdammt würden!"

Diese Besorgniß und Ungewißheit kehrte auch später noch oft wieder, doch nie mit solcher Stärke und Dauer, daß sie ihn auf der betretenen Bahn einzuhalten oder umzukehren vermocht hätte. Vielmehr entschied er sich nun auch, den Cölibat der Geistlichen und die Gelübde des klösterlichen Lebens mit aller Energie zu bestreiten und „zur Freiheit des christlichen Glaubens zurückzukehren", d. h. die von ihm abgelegten Gelübde selber zu brechen, und andere aufzufordern, das Gleiche zu thun. Damit verstärkte er seine Partei unermeßlich, denn

ihm fiel sofort die Schaar der Geistlichen zu, die bisher im Concubinat gelebt hatte, und eine Lehre begierig ergreifen mußte, die ihr Gelegenheit bot, den Makel durch Eingehung einer förmlichen Ehe zu tilgen; ihm fielen ferner Tausende von Mönchen zu, die der klösterlichen Zucht und Einschränkung überdrüssig waren.

Inzwischen drohte zu seinem Verdrusse die von ihm hervorgerufene Bewegung ihm selber über den Kopf zu wachsen und ihn beiseite zu schieben. Die ersten Wiedertäufer erhoben sich, und zwar in der Nähe von Wittenberg; ganz mit denselben Gründen und mit dem gleichen Rechte, mit dem Luther bisher die Sacramente und Institutionen der Kirche angegriffen und verworfen hatte, bestritten sie die Kindertaufe und brachten Melanchthon, der ihnen nichts zu entgegnen wußte, in große Verlegenheit. Zugleich begann Carlstadt mit seinem Anhang die Bilder in den Kirchen zu zertrümmern, die Altäre umzustürzen, die Beichtstühle wegzuschaffen u. s. f.

Da eilte Luther von der Wartburg weg, kam am 7. März 1522 nach Wittenberg und brachte, vom Kurfürsten dabei unterstützt, die Reformation von der raschern Fortbewegung wieder zurück in den langsamern Gang, der die äußeren Dinge und Zeichen mehr schonte; man müsse nur die Lehre von der Rechtfertigung recht nachdrücklich treiben und predigen, meinte er damals und später, dann werde alles, was im kirchlichen Leben dieser Lehre nicht entspreche, schon von selbst fallen, ohne daß man jetzt dem Volke das Joch eines neuen Zwanges und neuer Gesetze aufzulegen brauche.

Carlstadt mußte Wittenberg verlassen; Luther veranstaltete, daß ihm auch das Predigen verboten und der Druck seiner Schriften untersagt wurde, bekämpfte ihn dann zu Jena und Orlamünde, und nun wurde derselbe Mann, der bisher Luthers vornehmster Gehilfe mit Rath und That gewesen, seitdem von ihm als ein bitterer Feind behandelt; derselbe Mann, den

Luther bisher mit Lobeserhebungen überhäuft und für einen Theologen von unvergleichlichem Urtheil erklärt hatte, wurde von nun an in den Schriften des Reformators als ein schändlicher, mit allen erdenklichen Lastern gebrandmarkter Mensch geschildert, und Luther betheuerte: Wenn Carlstadt glaube, daß ein Gott im Himmel sei, so solle ihm (Luthern) Christus nimmermehr gnädig sein.

Luther pflegte von Anfang an sich wenig auf die alte Kirche zu berufen, theils weil, wie er selbst gestand, seine Hauptlehre der alten Kirche völlig unbekannt war, theils weil er fühlen mochte, daß man die Tradition und Autorität der Kirche nicht stückweise annehmen, nicht gegen die gleichzeitige Kirche sich auflehnen und dafür beliebig sich an die Lehre und Praxis der Kirche eines frühern Jahrhunderts anschließen könne. Bei seiner geringen Kenntniß der altkirchlichen Literatur hatte er doch soviel gesehen, daß der ganze in jenen Schriften herrschende Geist, daß die Praxis der alten Kirche in Gottesdienst und Disciplin seinem Systeme schroff entgegengesetzt sei; er hielt sich also ausschließlich an das Neue Testament, welches über die Zustände, die Einrichtungen und das religiöse Leben der ersten Kirche so weniges und auch dieses wenige oft in so dunkeln Andeutungen enthält, daß er um so freiern Spielraum für die Entwicklung seines Systems zu haben wähnte.

Wie wenig ihm das Zeugniß und die Autorität des kirchlichen Alterthums gelte, dies zeigte er recht augenfällig, als er nunmehr die bittersten Ausfälle seiner schmähsüchtigen Polemik gegen dasjenige Document der Kirche richtete, welches gerade das älteste und in seiner unverändert gebliebenen Gestalt und Universalität ehrwürdigste ist, gegen den Canon der Messe. Es ist Thatsache, daß dieser Canon schon am Anfange des fünften Jahrhunderts, ein paar kurze, erst nachher hinzugekommene Formeln abgerechnet, wörtlich so lautete, wie wir ihn jetzt haben, daß in den Gebeten und Formeln desselben

ganz der gleiche Geist, dieselbe Anschauungsweise herrscht, wie in den übrigen alten Liturgien des Orients und Occidents. Diesen Canon nun gab jetzt Luther in einer deutschen Uebersetzung und mit seinen Anmerkungen heraus, „damit jeder sich davor entsetze und segne, wie vor dem Teufel selbst". Fast jeder Satz des Textes ward für einen Greuel, eine Gotteslästerung, eine Lüge, für ein heilloses und verfluchtes, von ungelehrten, tollen Pfaffen zusammengerafftes Werk erklärt.

Mit dieser negirenden und destructiven Thätigkeit hielt aber die positive des Reformators gleichen Schritt; so sorgte er für die Prediger seiner Lehre sowohl als für das Bedürfniß des Volkes durch die Herausgabe seiner Postille (1523); er brachte bald nachher seine Uebersetzung der Bibel zu Stande, ein Meisterstück in sprachlicher Hinsicht, aber seinem Lehrbegriffe gemäß eingerichtet und daher in vielen wichtigen Stellen absichtlich unrichtig und sinnentstellend.

Der Streit mit Erasmus über den menschlichen Willen und dessen Freiheit oder Knechtschaft, der Luthern in den beiden nächsten Jahren beschäftigte, offenbarte wieder die Eigenthümlichkeiten des Mannes; die einfachsten, klarsten Stellen der Heiligen Schrift in ihr Gegentheil zu verkehren, war nie einem Menschen so leicht geworden, wie ihm; wenn die Bibel voll von Ermahnungen ist, daß der Mensch selber etwas thun, die Sünde meiden, sich reinigen solle, so sei, behauptete er, der Sinn: Thut es, wenn ihr könnt, aber freilich, ihr könnt es nicht; oder: Gott wolle damit nur der Ohnmacht der Menschen spotten, als ob er sagte: Laßt doch einmal sehen, ob ihr es thun könnt. Wenn ihm Erasmus die Stellen, nach denen Gott nicht das Verderben der Menschen, sondern ihr Heil will, entgegenhielt, so setzte ihm Luther seine Unterscheidung zwischen einem geoffenbarten und einem verborgenen Willen Gottes entgegen; vermöge des letztern wolle Gott allerdings die ewige Verdammniß des größern Theiles der Menschen, während er freilich

in der Heiligen Schrift ganz anders rede, sein verborgener Wille also seinem geoffenbarten geradezu widerspreche. Den Glauben und zwar den höchsten Grad des Glaubens setzte er darein, daß der Mensch auch das sich logisch Widersprechende dennoch für wahr und gewiß halte, also fest annehme, daß Gott nicht nur gerecht, sondern auch barmherzig sei, indem er Millionen Menschen, ja die große Mehrzahl des Menschengeschlechtes erst durch seinen allmächtigen Willen verdammenswürdig mache und sie dann in die ewigen Qualen der Hölle stürze. Und bei dieser Gelegenheit, sowie bei der Vertheidigung und Empfehlung seiner Rechtfertigungslehre pflegte er gegen den Unglauben, der in solchen Dingen auch der menschlichen Vernunft Gehör geben wolle, zu eifern; der Teufel sei es, der die römischen Pfaffen verführe, Gottes Willen zu messen mit der Vernunft; „denn daß zwei und fünf sieben sind, kann ich fassen mit der Vernunft; wenn es aber von oben herab heißt: Nein, es sind acht, so soll ich's glauben wider meine Vernunft und Fühlen". Deshalb müsse man, verlangte er, als Christ der Vernunft den Hals umdrehen, ihr die Augen ausstechen und die Bestie erwürgen. Ueberhaupt trug er auch in diesen Schriften seine Behauptungen mit jenem Tone zweifelloser Gewißheit und Evidenz vor, den niemand besser zu handhaben wußte, als er. Seinen Gegner, dem früher auch er, wie das ganze Zeitalter, seine Huldigung und Bewunderung dargebracht hatte, behandelte er in diesem Schriftenwechsel mit jener wegwerfenden Geringschätzung und schmähsüchtigen Scurrilität, die ihm nun schon zur Natur geworden war; unbedenklich schilderte er ihn als einen Epikuräer, Skeptiker und Atheisten, schrieb ihm aber dann einen entschuldigenden Brief, in dem er ihn mit Berufung auf die Vehemenz seines Temperamentes, das er nun einmal nicht in seiner Gewalt habe, zu versöhnen suchte; Erasmus aber hielt ihm in seiner Antwort einen Spiegel vor und schilderte mit einigen treffenden,

einſchneidenden Zügen ſein ganzes Treiben. Seit dieſem bald zur Oeffentlichkeit gelangten Briefe war Erasmus für Luther einer jener Menſchen, deren er nie anders als mit dem Ingrimme eines brennenden Haſſes gedachte, eine giftige Schlange, ein Feind Chriſti und aller Religion, ein vollkommenes Ebenbild und Abdruck des Epikur und Lucian.

Inzwiſchen hatte der Zwiſt mit Erasmus keine weiteren Folgen für Luther und den Fortgang ſeines Unternehmens; Erasmus ſelbſt hatte vorausgeſehen, daß er wohl vergeblich verſuchen werde, gegen den Strom der Popularität, von dem ſein Gegner getragen ward, zu ſchwimmen; vielmehr diente die Anſicht, die Luther hier verfocht, ſichtlich dazu, ſein Syſtem bei der Menge noch beliebter zu machen, denn die Folgerung leuchtete jedem ein, daß der Menſch, wenn er keinen freien Willen habe, auch keiner moraliſchen Zurechnung und Verantwortlichkeit fähig ſei. Von viel größerer, ja unberechenbarer Tragweite war aber der Hader über das Sacrament der Euchariſtie, der ſich jetzt entſpann.

Luther hatte in den erſten Jahren gemäß der Richtung ſeiner Doctrin, die alles, was zum Heile des Menſchen dienen kann, in den Act der gläubigen Aneignung der Leiſtungen Chriſti zuſammendrängte, auf die ſubſtantielle Gegenwart des Leibes Chriſti im Sacramente nur geringen Werth und untergeordnete Bedeutung gelegt; der Hauptzweck des Abendmahles ſollte nur in der Uebung und Stärkung des Glaubens beſtehen; die Meſſe, meinte er, ſei bloß dazu gut, daß der Menſch da die Verheißung Gottes von der Vergebung der Sünden vernehme, ſie ſei nur um der Predigt willen eingeſetzt; der im Sacramente gegenwärtige Leib Chriſti ſollte nur als das Pfand oder Siegel für die Wahrheit des Teſtamentes, d. h. der Predigt dienen. So erklärt ſich auch, daß er ſeiner eigenen Aeußerung nach eine Zeitlang ſtark zur Ergreifung der Anſicht verſucht war, im Abendmahle ſei nichts als Brod und

Wein — eine Lehre, die ihm schon darum sehr willkommen gewesen wäre, weil er „damit dem Papstthume hätte den größten Puff können geben“. Aber der Text der Bibel, der zu gewaltig sei, hielt ihn, wie er behauptete, gefangen.

Indes pflegten ihn sonst die klarsten Bibelstellen, wenn sie mit seinen Lieblingslehren in Conflict geriethen, nicht zurückzuhalten, und er hatte eben erst während des Streites mit Erasmus in Mißhandlung und gewaltsamer Verdrehung klarer Schrifttexte das Unglaubliche geleistet. Es war die Opposition, erst gegen Carlstadt, dann gegen Zwingli und Oecolampadius, die ihn antrieb, sich mit aller Kraft seines Geistes in die Ueberzeugung hineinzuarbeiten, daß die streitigen Texte der Schrift nur von einer substantiellen Gegenwart und Mittheilung des Leibes Christi verstanden werden könnten. Den Glauben hielt er fest, daß er ein von Gott auserkorenes und mit allen erforderlichen Gaben reichlich ausgerüstetes Werkzeug zur Wiederbringung des verlornen Evangeliums, zur Wiederherstellung der seit den Zeiten der Apostel verfallenen Kirche sei, daß daher auch im langen Laufe der Jahrhunderte niemand erschienen, der mit ihm an Reichthum der Gaben und Erhabenheit der Sendung verglichen werden könne. Jetzt sah er in der Schweiz und in Oberdeutschland eine von ihm unabhängig sich entwickelnde Partei, an deren Spitze Zwingli stand, sich erheben und rasch um sich greifen; so mischte sich auch die Bitterkeit der Eifersucht und des verletzten Stolzes in den Streit, und Luther gab dies selber durch den nachher ausgesprochenen Vorwurf zu erkennen: Zwingli trachte seinen Ruhm als Reformator zu schmälern, er habe sich in das Werk, welches ihm, Luther, eigenthümlich sei, hineingedrängt.

Die gereizte Gehässigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Stimmung und seines polemischen Verfahrens ward aber dadurch noch erhöht, daß er jetzt eben die Waffen gegen sich gekehrt sah, die er selber geschmiedet hatte: willkürliche, von aller Tra-

dition losgerissene Interpretation einzelner Schriftstellen, und daß er bald genug auch erkennen mußte, wie auf diesem Boden der Streit schlechthin unausgleichbar und endlos werden würde. Er selber hatte die Hauptbollwerke des Dogmas, das er nun vertheidigte, niedergerissen, durch seine Verwerfung der Verwandlungslehre hatte er bereits den einfachen sich zunächst darbietenden Sinn der Einsetzungsworte verlassen und die Figur einer Synekdoche angenommen; es sei, erläuterte er auf der Conferenz zu Marburg, eine eingefaßte Rede, wie man etwa von einem Schwerte rede, aber mit dem Schwerte auch zugleich die Scheide meine; denn der Leib Christi sei im Brode, wie der Degen in der Scheide. Er hatte ferner die Eucharistie ihres Opfercharakters entkleidet, hatte durch seine Imputationslehre den ganzen Organismus des Systems, in welchem die substantielle Mittheilung des Leibes Christi ein wesentliches Glied bildet, zerstört und sah sich nun von den Gegnern mit Gründen, Analogien, Wahrscheinlichkeiten und Consequenzen überschüttet, die so nahe lagen und, sobald einmal Luthers Vordersätze zu Grunde gelegt waren, so plausibel erschienen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sie nicht gleich in den ersten Jahren der neuen Bewegung hervorgetreten wären.

Jetzt begann er eine seiner Schriften wider „die Schwärmgeister", d. h. wider Zwingli und Oecolampadius, mit einem Weherufe über „alle unsere Lehrer und Buchschreiber, die so sicher daher fahren und speien heraus alles, was ihnen ins Maul fället, und sehen nicht zuvor einen Gedanken zehnmal an, ob er auch recht sei vor Gott", einem Weheruf, der, wenn irgend einen in jener Zeit, ihn vor allen traf; er versicherte gleich im Beginne des Streites: Die einen von uns beiden müssen des Satans Diener sein; er überhäufte sie alle zusammen, Zwingli aber ganz besonders mit den bissigsten und plumpsten Schmähungen; sie hätten, schrieb er, ein eingeteufeltes, durchteufeltes, überteufeltes lästerliches Herz und Lügen-

maul, kein Christ solle für sie beten, und er müsse sich selber in den Abgrund der Hölle verdammen, wenn er mit ihnen Gemeinschaft haben sollte.

Im einzelnen aber war seine Widerlegung ihrer Gründe oft sehr schwach, seine Polemik, wie immer und gegen jedermann, in hohem Grade unredlich. Da er, um kein Priesterthum zugeben zu dürfen und das Opfer zu beseitigen, auch die Consecration in katholischem Sinne verworfen hatte, so mußte er nun, durch Zwingli's Einwürfe gedrängt, einen neuen Weg, auf welchem die Vereinigung des Brodes mit dem Leibe des Herrn vor sich gehen sollte, ersinnen, und so wurde er bis zur Behauptung einer wirklichen Ubiquität fortgetrieben, d. h. er lehrte ein förmliches Ausgedehntsein des Leibes Christi ins Schrankenlose, vermöge dessen er buchstäblich allenthalben zugegen wäre, sich also auch in jedem Brode, jedem Nahrungsmittel überhaupt befände.

Luthers Verheiratung fiel mit dem ersten Anfange dieses Zwistes nahe zusammen; sie kam so plötzlich, sie wurde mit solcher auffallenden, der allgemeinen Sitte widersprechenden Eile vollzogen, daß jedermann, auch seine nächsten Freunde, überrascht waren. Am 3. Juni 1525 hatte er dem Cardinal und Kurfürsten von Mainz, den er zum Heiraten aufforderte, sagen lassen, er selber habe darum nicht geheiratet, weil er nur noch gefürchtet, er sei nicht tüchtig dazu. Einige Tage nachher hatte er bereits die Ehe mit der aus dem Kloster entwichenen Katharina Bora in größter Stille vollzogen, und etwa 14 Tage später, am 27. Juni, hielt er erst das Hochzeitsmahl.

Was ihn zu diesem Schritte und zu der Art, wie er ihn that, vermocht habe, ist nicht recht klar; seine eigenen Erklärungen in seinen unmittelbar darauf erlassenen Briefen sind nicht befriedigend: Durch Münzer und die Bauern, schrieb er, sei das Evangelium so unterdrückt (d. h. der Bauernaufruhr

habe Luthers Lehre bei vielen so verdächtig gemacht), daß er zu dessen thatsächlicher Bezeugung und um den triumphirenden Feinden seine Verachtung zu zeigen, eine Nonne geheiratet habe; dann beruft er sich wieder auf einen frühern Wunsch seines Vaters und auf die Nothwendigkeit, denen das Maul zu stopfen, die ihm und der Bora ihres Verhältnisses wegen Uebles nachgeredet; und ein anderes Mal schreibt er: Plötzlich und während er an ganz andere Dinge gedacht, habe ihn der Herr wunderbarer Weise in die Ehe mit der Nonne geworfen, und nun müsse er um dieses Gotteswerkes willen Schmach und Lästerung erdulden. Er selber scheint eine Art von Triumph darein zu setzen, daß sie beide, er und seine Braut, ihre früheren Gelübde gebrochen und eine Ehe geknüpft hatten, die seit mehr als tausend Jahren durch die kirchlichen wie durch die weltlichen Gesetze verpönt und für ungiltig erklärt war. Aber seine Freunde und viele seiner Anhänger dachten anders. „Ich habe mich", schreibt er bald darauf, „durch diese Heirat so niedrig und verachtet gemacht, daß ich hoffe, die Engel werden lachen und alle Teufel weinen." Selbst an anstößig plumpen und widerlich rohen Aeußerungen über sein eheliches Verhältniß fehlt es nicht in seinen damaligen Briefen; aber hinter all diesem Trotz und dieser scheinbar leichtfertigen Auffassung seines Schrittes verbarg sich doch das demüthigende Gefühl einer schweren, seinem persönlichen Ansehen geschlagenen Wunde, und selbst seine unbedingtesten Bewunderer fanden wenigstens die Wahl des Zeitpunktes — mitten in den Stürmen und dem Blutvergießen des durch den Bauernaufruhr entzündeten Bürgerkrieges — unerklärlich.

Dieses Ereigniß des Bauernaufruhrs griff erschütternd in Luthers Leben ein; daß er mit Absicht und Bewußtsein die Bauern zu dieser Empörung aufgestachelt habe, ist historisch nicht ausgemittelt, obgleich eine auf eingesehene Proceßacten sich berufende Angabe bei Bodmann auch dies hinsicht-

lich der Bauern im Rheingau behauptet. Daß aber in seinen für das Volk verfaßten Schriften und Pamphleten manche Aeußerungen und aufmunternde Stellen vorkommen, die in eine schon gärende Masse wie Zündstoff fielen, kann nur parteiische Befangenheit läugnen.

Er selber hatte bereits von der Gefahr gesprochen, daß ein Aufruhr, freilich, wie er meinte, nur gegen die Bischöfe und geistlichen Fürsten, würde erregt werden, und mit einem Ausdruck des Wohlgefallens und der Freude dem Ausbruche desselben entgegengesehen; er hatte bereits alle, die zur Zerstörung der Bisthümer und Vertilgung des bischöflichen Regiments mithelfen würden, für liebe Gotteskinder erklärt. Seine Hoffnung ging denn auch, wiewohl nicht ganz in seinem Sinne, in Erfüllung; die empörten Haufen kündigten alle an, daß ihre Erhebung der Wiederherstellung des reinen Evangeliums gelte; Prädicanten der lutherischen Lehre, aus den Klöstern entsprungene Mönche, betheiligten sich in ansehnlicher Zahl an dem Aufruhre, und Luther — erließ im Mai 1525 eine Schrift (Ermahnung zum Frieden), worin er zuerst die grellsten und übertriebensten Anklagen auf die Bischöfe und auf diejenigen Fürsten, die das Evangelium in ihren Staaten nicht predigen lassen wollten, häufte, dann aber die bereits unter den Waffen stehenden Bauern aufforderte, sich geduldig zu fügen, weil alle Nothwehr oder Selbsthilfe in der Heiligen Schrift verboten sei.

Es ist ganz undenkbar, daß ein Mann, der soviel Menschenkenntniß wie Luther besaß, von dieser seiner Aufforderung irgend eine bedeutende Wirkung auf die fanatisirten und bereits durch arge Frevel compromittirten Bauernhaufen erwartet habe; auch hatte er in eben dieser Schrift Dinge einfließen lassen, die weit eher die Aufrührer zu ermuthigen als sie abzuschrecken geeignet waren. Kaum aber war die Nachricht von der Niederlage der Bauern erschollen, als Luther in

einer neuen Schrift die Fürsten ermahnte, ein erbarmungsloses Blutbad unter den Bauern anzurichten; denn jetzt gelte es nicht Geduld und Barmherzigkeit, sondern es sei des Schwertes und des Zornes Zeit, jedermann solle dareinschlagen, würgen und stechen, und ein Fürst könne jetzt den Himmel mit Blutvergießen besser verdienen denn andere mit Beten. Die Mahnung wurde nur allzu getreu befolgt.

Als nun vielfacher Tadel laut wurde, daß gerade er, der dieses Feuer anzünden geholfen, von jeder Schonung und Barmherzigkeit gegen die Verirrten abmahne, überbot er sich noch in einem ausführlichen Sendschreiben, worin er die Tadler seines Büchleins gleich damit zu schrecken suchte, daß er sie als aufrührerisch Gesinnte verdächtigte und die Obrigkeit aufforderte, denen, die sich der Aufrührerischen annähmen und erbarmten, „auf die Haube zu greifen". Nach der Bemerkung des Sebastian Franck war die Ansicht, daß Luther erst die Bauern verführt und dann zu ihrer Vertilgung aufgefordert habe, so verbreitet, daß man an etlichen Orten, wo seine Lehre gepredigt wurde, beim Läuten zur Predigt zu sagen pflegte: Da läutet man die Mordglocke.

Kaum war indes der Bauernkrieg beendigt, als Luther eilte, den, wie er besorgte, etwas erkalteten Eifer seiner Anhänger gegen die katholische Kirche zu neuer Thätigkeit anzuspornen. „Laßt uns, lieben Freunde," schrieb er zu Neujahr 1526, „aufs neue wieder anfangen, schreiben, dichten, reimen, malen. Unselig sei, wer hier faul ist; denn das Papstthum ist noch lange nicht genug zerscholten, zerschrieben, zersungen, zerdichtet, zermalet."

Auch versuchte er, unter den Fürsten und Königen neue Förderer und Beschirmer seiner Lehre zu gewinnen; in dieser Absicht schrieb er an den König von England, den er früher in seiner Antwort auf dessen bekanntes Buch „Die Vertheidigung der Sacramente" arg mißhandelt und mit Schmähungen über-

häuft hatte, einen kriechend demüthigen Brief und erbot sich zu einem öffentlichen Widerruf: Tief beschämt wage er kaum die Augen vor ihm aufzuschlagen; er sei ja nur ein Koth und Wurm, den der König am besten durch bloße Verachtung habe überwinden können, und er wolle in einer neuen Schrift den Namen Sr. Majestät wieder zu Ehren bringen, wenn der König dies nicht verschmähe. Die Antwort des Königs fiel scharf aus: Nicht zu seinen Füßen, wie er sich erboten, sondern vor der göttlichen Majestät solle er Abbitte leisten, die unglückliche Nonne, die er verführt, in ein Kloster gehen lassen und sein ganzes Leben hindurch Buße thun für die Tausende, die er um ihr zeitliches Leben, und die Zehntausende, die er um ihr Seelenheil gebracht habe. Aehnlichen Inhaltes war die Antwort des Herzogs Georg von Sachsen, bei dem Luther gleichfalls einen Versuch gemacht hatte, die früheren Schmähungen durch einige freundliche und Verzeihung erbittende Phrasen zu mildern und den schwer gekränkten Fürsten zu versöhnen. Georg zählte die sittlichen Wirkungen und Früchte der neuen Lehre auf, wie er sie in seinem Lande sowohl als im Nachbarlande seit einigen Jahren beobachtet habe, und knüpfte daran die Nutzanwendung.

Luther säumte nicht, nach seiner Weise Rache zu nehmen; seine Antwort auf die Schrift des Königs sollte zugleich auch den Herzog und vorzüglich die Zwingli'sche Partei, seine „goldenen Freunde, die Rottengeister und Schwärmer", treffen, die ihm, während er gegen die Papisten zu Felde gelegen, die Stadt angezündet und alles, was darinnen, gemordet hätten. Durch das Ganze zieht sich das Bewußtsein einer erlittenen und selbstverschuldeten Demüthigung, der Ton der Schrift ist aber darum nur um so trotziger und hochfahrender.

Inzwischen war es Zeit geworden, dem Kirchenwesen, zunächst in Sachsen, eine dem Systeme Luthers entsprechende feste Gestaltung zu geben und an die Stelle der verworfenen

und thatsächlich bereits abgeschafften bischöflichen Verwaltung eine neue Ordnung der Dinge zu setzen. Die Lehre von der apostolischen Succession und der daran gebundenen Fortpflanzung der Gewalten in der Kirche konnte in diesem Systeme keine Bedeutung mehr haben, die Nothwendigkeit einer bischöflichen Ordination mußte ohnehin fallen, und im Mai 1525 fand die erste Ordination nach dem neuen Lehrbegriffe an Rorarius in Wittenberg statt; ein Jahr nachher drang er endlich mit seiner Forderung, daß der Kurfürst eine Visitation zur Feststellung des neuen Kirchenwesens vornehmen lasse, durch. Nach einer frühern Ansicht Luthers würde die Genossenschaft, die sich zu seiner Lehre bekannte, eine absolut demokratische Kirchenverfassung erhalten haben; lauter vereinzelt stehende Gemeinden, mit Predigern, die auf Ruf und Widerruf durch eine Majorität der Kopfzahl gewählt und von dieser wieder nach Gefallen abgesetzt worden wären. Eine solche Einrichtung würden indes die protestantischen Fürsten selbstverständlich nicht geduldet haben, und Luther selber drang nicht weiter darauf, sondern gewöhnte sich, je häufiger die Fürsten und die städtischen Machthaber seiner Lehre zufielen, immer mehr an die Vorstellung, daß diese an die Stelle der Bischöfe treten und Träger der neuen Kirchengewalt werden sollten. Immer bloß mit dem Nächsten beschäftigt und zufrieden, wenn nur das alte Kirchengebäude zu Trümmern zerschlagen wäre, war er für jetzt damit einverstanden und bot selber die Hand dazu, daß sein Kirchenwesen und seine Prediger der Vormundschaft der Fürstenhöfe und der Herrschaft der Juristen unterstellt wurden; das freilich ahnte er damals noch nicht, daß gerade die Juristen und ihre Kirchengewalt ihm später so verhaßt werden würden.

In diesen ersten Zeiten der beginnenden neuen Ordnung wurde noch alles nach seinem Willen gehandhabt, man fragte bei ihm über alles an, stellte die Prediger an, die er empfahl;

zudem war Melanchthon einer der vier Visitatoren. Nun hatte Luther bisher alle Gesetze, alle bindenden Einrichtungen und Anordnungen in der Kirche für schlechthin verwerflich und mit der christlichen Freiheit unvereinbar erklärt; jetzt aber sollte eine allgemein bindende, von den Wittenbergern entworfene Kirchenordnung im ganzen Lande eingeführt, Pfarrer und Gemeinden zur Beobachtung derselben genöthigt, selbst manches bisher auf den Grund jener christlichen Freiheit Abgeschaffte (wie z. B. die Privat-Absolution) wiederhergestellt werden. Diesen grellen Widerspruch einigermaßen zu beschönigen, schrieb Luther eine Vorrede zu dem Pfarr-Unterrichte Melanchthons, worin er erklärte: nicht als strenge Gebote könnten sie diese Verordnung ausgehen lassen, damit sie nicht neue päpstliche Decretales aufwürfen, sondern als eine Historie und Geschichte, und als ein Zeugniß und Bekenntniß ihres Glaubens. Sofort werden nun aber die Pfarrer und Gemeinden darüber verständigt, daß diese „Historie" und dieses „Zeugniß" allerdings für sie verpflichtendes Gesetz sei, solange nicht der Heilige Geist durch die Wittenberger Theologen etwas daran ändere; denn der Kurfürst müsse als christliche Obrigkeit darüber halten, daß nicht (durch Ungleichheit der Gebräuche und der Lehre) Zwietracht, Rotten und Aufruhr sich erhebe, wie denn auch Kaiser Constantin die Christen zu einträchtiger Lehre und Glauben gehalten habe. Dies war die Form, in welcher sich jetzt die „christliche Freiheit" in den Ländern lutherischen Bekenntnisses entwickelte. Luther aber kam bald von seiner frühern Ansicht über das Recht der Gemeinden, ihre Pfarrer ein- und abzusetzen, so weit ab, daß er die, welche dies thaten, für Sacrilegi erklärte, die sich selbst zum Heiligen Geist machten, weil sie ihres Gefallens Prediger ab- und einsetzen wollten. Ueberhaupt aber sind seine Aeußerungen über die Frage von der Berufung zum Kirchenamte fort und fort ein Gewebe von Widersprüchen.

Der Betrug des Otto von Pack, der den Landgrafen von Heſſen überredete, die katholiſchen Fürſten hätten ein geheimes Bündniß zur Verjagung der proteſtantiſchen Fürſten und zur Theilung ihrer Länder geſchloſſen, war für Luther eine willkommene und ſogleich ausgebeutete Gelegenheit, ſeinem Grimme gegen die katholiſchen Fürſten, vor allem gegen Herzog Georg, wieder Worte zu leihen. Während der vorſichtigere Melanchthon das Lügengewebe bald durchſchaute, redete Luther von Todtſchlägern, gegen welche man beten müſſe, und als die Erdichtung ſo klar aufgedeckt war, daß ſelbſt er nicht mehr wohl ſich anſtellen konnte, als glaube er ſie, da gab er ſich noch alle Mühe, den Herzog möglichſt zu verdächtigen, und bediente ſich eines für ihn recht charakteriſtiſchen Kettenſchluſſes, der ihm, wie für dieſen Fall, ſo auch für alle ähnlichen dienen konnte. Denn was er auch immer Verleumderiſches und Schmachvolles ſeinen Gegnern, den katholiſchen Fürſten, Biſchöfen und Theologen, nachgeſagt hatte oder künftig noch gegen ſie drucken ließ, das ließ ſich auf dieſe Weiſe beſchönigen. „Herzog Georg", ſagte er, „iſt ein Feind meiner Lehre, folglich tobt er wider Gottes Wort; ich muß alſo glauben, daß er wider Gott ſelbſt und ſeinen Chriſtum tobet. Tobt er wider Gott ſelbſt, ſo muß ich heimlich glauben, er ſei mit dem Teufel beſeſſen; iſt er mit dem Teufel beſeſſen, ſo muß ich heimlich glauben, daß er das Aergſte im Sinne habe" (Walch, Ausg. XIX, 642).

Das Geſpräch zu Marburg (October 1529), in welchem Luther den beiden Häuptern der zweiten Reformation, Zwingli und Oecolampadius, gegenüberſtand, lenkte inzwiſchen ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf den Abendmahlsſtreit. Die Verbindung mit den der Zwingli'ſchen Lehre ergebenen Städten und Kantonen, die der Landgraf von Heſſen, ſelbſt zwingliſch geſinnt, betrieb, um dem Kaiſer und den katholiſchen Ständen ein mächtiges, compactes proteſtantiſches Bündniß entgegenſtellen zu können, war ihm damals ein Greuel, und er rieth

daher auch dem Kurfürsten von jedem Bündniß zur Vertheidigung wider den Kaiser ab.

Bald folgte der Reichstag zu Augsburg (1530), die Verlesung und Uebergabe der von Melanchthon verfaßten Augsburgischen Confession, während Luther, auf dem noch die Reichsacht lastete, zu Koburg weilte, um dem Schauplatze der Ereignisse näher zu sein. Daß Melanchthon in der Confession den neuen Lehrbegriff in so gemilderter, vieles verschweigender, über anderes leicht hinübergleitender Form darstellte, duldete er; aber um so schärfer und drohender wurden seine Briefe, als er von den dort gepflogenen Vergleichsverhandlungen vernahm. Nichts dürfe nachgegeben werden, schrieb er: „Wenn wir nur den Canon oder nur die Privatmesse zugeben, so genügt beides, um unsere ganze Lehre zu verwerfen und die ihre (die katholische) zu bestätigen." Was würde er erst gesagt haben, wenn er gewußt hätte, wie weit dort die Nachgiebigkeit Melanchthons eine Zeitlang sich erstreckte? Während er seine Anhänger in Predigten versicherte, jeder der Bischöfe habe auf den Reichstag nach Augsburg eine ganze Legion Teufel mitgebracht, erklärte sein Freund und Gehilfe im Namen der Partei sich bereit, das ganze lutherische Kirchenwesen wieder unter die Autorität und Gerichtsbarkeit der deutschen Bischöfe zu stellen. Doch wurde an dem Bestand und der Entwicklung des neuen Systems und der lutherischen Kirche durch die Verhandlungen und Beschlüsse des Reichstags nichts geändert, die Aufforderung des Kaisers zur Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche wurde nicht beachtet, und die schmalkaldische Conföderation der protestantischen Stände zu gemeinsamer Abwehr erhielt nun auch Luthers Zustimmung.

In den nächsten Jahren (1531—1536) trat für Luther der Streit gegen die alte Kirche, den er eigentlich in allen Hauptpunkten bereits durchgeführt hatte, hinter den zunächst praktisch wichtigern und weit mehr drängenden Abendmahls-

ſtreit mit den Zwinglianern zurück. Die Nachricht von dem Falle Zwingli's in der Schlacht bei Kappel und von dem kurz darauf gefolgten Tode des Oecolampadius hatte er mit Wohlgefallen vernommen; nur eines bedauerte er, daß nämlich die katholiſchen Eidgenoſſen ihren Sieg nicht zur Unterdrückung der Zwingli'ſchen Lehre benützt hätten; wenn ſie dies gethan hätten, dann würde ihr Sieg „faſt fröhlich und großen Ruhmes werth ſein". Beide Theologen, ſchrieb er, ſeien, im Irrthum vertieft, in Sünden untergegangen, und er müſſe an Zwingli's Seligkeit verzweifeln, obgleich ihn ſeine Jünger zum Heiligen und Martyrer machten.

Inzwiſchen fühlte er immer deutlicher, daß der Streit mit Bibeltexten und über ſie ſich ins Endloſe fortſpinnen müſſe und unmöglich zu irgend einem andern Ergebniß führen könne, als zur Verbreitung von Ungewißheit und von Zweifeln, die bald mehr um ſich greifen und auch auf andere Lehrpunkte ſich erſtrecken müßten. Er zog ſich daher auf den Standpunkt der früher ſo geſchmähten und vernichteten kirchlichen Ueberlieferung, auf das Alter und die Univerſalität der Lehre, die ein entſcheidendes und unfehlbares Kennzeichen der Wahrheit ſein müſſe, zurück. Er, der ſonſt in den mannigfaltigſten Wendungen zu verſichern pflegte, es habe vor ſeinem Auftreten ſeit vielen Jahrhunderten ſchon ein allgemeiner Abfall vom Glauben Chriſti ſtattgefunden, im ganzen Papſtthume ſei vom Glauben nicht ein Buchſtabe, nicht ein Pünktlein übriggeblieben, es habe gar keine Chriſten (etwa mit Ausnahme der kleinen Kinder in der Wiege) mehr gegeben — er erklärte jetzt (1532): Das Zeugniß der heiligen chriſtlichen Kirche, die von Anfang an in aller Welt bis auf dieſe Stunde die Gegenwart Chriſti im Sacramente einträchtiglich geglaubt und gehalten hätte, ſei allein ſchon entſcheidend; wer daran zweifle, der thue ebenſo viel, als glaube er keine chriſtliche Kirche, und verdamme nicht allein die ganze Kirche, ſondern auch Chriſtum ſelbſt und alle

Apoſtel, die den Artikel von der heiligen chriſtlichen Kirche gegründet und ihr die Verheißungen gegeben haben. „Kann Gott nicht lügen, alſo kann auch die Kirche nicht irren.“ So ſchrieb jetzt der Mann, der ſich im Streite mit Erasmus gerühmt hatte, wie er nach langem Kampfe es endlich dahin gebracht habe, über dieſe Autorität der ganzen Kirche ſich wegzuſetzen; der Mann, der ſelber bekannte, daß ſeine Hauptlehre, die von der Rechtfertigung, der ganzen Kirche fremd geweſen und erſt durch ihn ans Licht gezogen worden ſei und daß die entgegengeſetzte „Teufels-Lehre“ ſeit vielen Jahrhunderten weit und breit geherrſcht habe.

Freilich war er damals weit von dem Gedanken entfernt, von dieſem Princip einer unantaſtbaren allgemeinen Kirchenlehre irgend eine ernſtlich gemeinte und praktiſche Anwendung zu geſtatten, und wer ihn an die Lehre vom Prieſterthume und Opfer, vom Epiſkopat und der Ordination und ähnliches erinnert und ihm die allgemeine Kirchenlehre bezüglich dieſer Lebensfragen vorgehalten hätte, würde von ihm mit jener Fülle von Schmähungen überſchüttet worden ſein, welche Luther für jeden bereit hatte, der ihm mit unwillkommenen Einwürfen zuſetzte. Auch kam bald die Zeit, in der, angeſichts der drohender werdenden Stellung des Kaiſers und der katholiſchen Partei, Luther es rathſam fand, ſich gemäß der längſt vom Landgraf Philipp empfohlenen und gehandhabten Politik den ſonſt ſo verabſcheuten Zwinglianern wieder zu nähern und ein Abkommen mit ihnen zu treffen, welches dieſe im Beſitz ihrer Lehre ließ. So wurde die Wittenberger Concordie geſchloſſen, in der zwar Bucer mehr nachgab als Luther; dann aber ſchrieb dieſer am 1. December 1537 jenen Brief an die Schweizer, der den Schülern Zwingli's geſtattete, die Concordie in ihrem Sinne auszulegen, ließ ſich dieſe Auslegung, als ſie ihm von dort mitgetheilt wurde, gefallen und äußerte ſich über ſeine eigene Lehre in einer dieſelbe ſo abſchwächenden und

ins Ungewiſſe ziehenden Weiſe, daß die Theologen zu Zürich ſich ſchon ihres Sieges freuten.

Es war dies die Zeit, wo der Kaiſer die deutſchen Proteſtanten drängte, ihre Sache auf die Entſcheidung des allgemeinen Conciliums, mit deſſen Verſammlung es nun Ernſt werden ſollte, zu ſtellen. Dieſe hatten ſich durch frühere Berufungen und Zuſagen verſtrickt, während die Theologen recht gut wußten, daß ein Concil, wenn es nicht auf eine in der Kirche unerhörte und allen kirchlichen Principien widerſprechende Weiſe zuſammengeſetzt werde, das ganze neue Syſtem unfehlbar verdammen werde. Und ſelbſt wenn man auf ein günſtigeres Ergebniß hätte rechnen können, würde ſchon die bloße Anerkennung der Autorität eines Conciliums, die vorausgegebene Zuſage, ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen, ein Abfall von der Grundlehre der Reformation geweſen ſein. Luther ſelbſt vergaß am wenigſten, daß er die Concilien überhaupt dem Teufel übergeben, daß er in ſeiner Kirchenpoſtille dem Volke verſichert hatte, Concilien ſeien „mit ihrer Lehre auch dem geringſten Chriſten, ob es gleich ein Kind wäre von ſieben Jahren, das den Glauben hätte, unterworfen". Daher die neue Erbitterung gegen den Papſt, der nun wirklich ein Concilium halten wollte, eine Erbitterung, die ſich bis zu einem an Raſerei grenzenden Paroxysmus ſteigerte. Wie er von ſeinen Anfechtungen zu ſagen pflegte, in ſolchem Zuſtande wiſſe er nicht, ob Gott der Teufel oder der Teufel Gott ſei, ſo ging es ihm jetzt mit dem Papſte; der Satan ſchien ihm mit dem Papſte dergeſtalt Eins geworden, daß er eine Art von ſataniſcher Incarnation, die zu Rom auf dem Stuhle Petri ſitze, ſich und anderen einzureden ſuchte und noch beim Herausfahren aus Schmalkalden den ihn begleitenden Predigern zurief: Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papſt!

In dieſer Stimmung und dieſem Geiſte waren denn auch die Schmalkaldiſchen Artikel (Januar 1537) abgefaßt; wenn

die leise und vorsichtig auftretende Augsburger Confession Melanchthons Sinnesweise reflectirte, so verrieth dieses neue Bekenntniß, das im Namen der deutschen Protestanten auf dem etwa zu haltenden Concil übergeben werden sollte, auf den ersten Blick, daß es Luthers Werk sei.

Aeußerlich ging indes in diesem und den nächsten Jahren alles nach Wunsch, selbst weit über die Erwartung des Reformators. Ganze Königreiche, wie Schweden und Dänemark, nahmen seine Lehre an, fast jede Woche brachte Kunde von neuen Uebertritten; der Adel, die Fürsten, die Städte — alles schien ihm in Deutschland mehr und mehr zufallen zu wollen, und dem Untergang der katholischen Kirche, wenigstens in Deutschland, konnte er und seine Freunde als einem ziemlich nahen Ereignisse mit Zuversicht entgegensehen. Wie triumphirte er, als im Jahre 1539 sein alter Gegner Herzog Georg starb und nun auch das Meißner Land von der alten Kirche losgerissen und unter die Herrschaft seiner Lehre gestellt ward, als wenige Monate nachher auch der Kurfürst Joachim von Brandenburg sein Land der neuen Lehre zuführte! Dafür wurde aber freilich der innere Zustand der jungen Kirche immer bedenklicher, und die Freude an den äußeren Siegen und Eroberungen wurde durch die Wahrnehmung so vieler unheilbarer innerer Schäden vergällt. Der Landgraf von Hessen, der Vorkämpfer des Protestantismus, forderte 1540 ein Gutachten zur Rechtfertigung der von ihm beabsichtigten Bigamie, und Luther hatte nicht den Muth, es zu verweigern; Melanchthon selbst wohnte der Vermählung bei, und Luther, der wenigstens auf Verschwiegenheit und Geheimhaltung der Geschichte gerechnet hatte, mußte zu seinem Verdrusse bemerken, daß sie ruchbar werde; doch wollte er, wie er sagte, des Teufels und der Papisten wegen seinen Kummer verbergen.

Darüber kam das wichtige, 1540 zu Worms begonnene, 1541 zu Regensburg fortgesetzte Colloquium herbei, welches

für die Sache der katholischen Kirche, in Deutschland wenigstens, sehr bedenklich hätte werden können, wenn Luther nicht, ganz einverstanden hierin mit dem sächsischen Kurfürsten, jede Annäherung und jedes Nachgeben zurückgewiesen hätte; daran scheiterten die listigen Künste des Landgrafen Philipp und Bucers. Dem Kaiser war damals so sehr an der Heilung der kirchlichen Spaltung in Deutschland gelegen, daß er in die Absendung einer förmlichen Gesandtschaft an Luther nach Wittenberg willigte; sie bestand aus dem Fürsten Johann von Anhalt, von Schulenburg und dem protestantischen Theologen Alesius, aber Luthers Antwort schnitt jede Hoffnung ab; die katholischen Theologen, forderte er, sollten öffentlich bekennen, daß sie bisher falsch gelehrt, und ihre Fassung des Dogmas von der Rechtfertigung widerrufen. Ein Mann, der kurz nachher (20. Januar 1542) in der schrankenlosen Fülle seiner obersten Kirchendictatur selbst einen Bischof — in der Person seines Jüngers Amsdorf für das Bisthum Naumburg — ordinirte, konnte freilich nicht geneigt sein, seine Autorität durch irgend ein Aufgeben seiner bisherigen Behauptungen und Dogmen selber zu schwächen. Damals war er überhaupt durch die raschen glänzenden Erfolge seiner Lehre und den Weihrauch, der seiner Person gestreut wurde, so berauscht, daß er z. B. in einem Schreiben an den Prediger Lauterbach zu Pirna (7. Mai 1542) forderte: Die Meißnischen Staatsbeamten und Edelleute, die bereits das Lutherthum angenommen und zum Beweis davon unter beiden Gestalten communicirt hatten, müßten nicht nur Buße thun, sondern auch alles, was er und seine Collegen bereits gethan und in Zukunft noch thun würden, unbedingt gutheißen.

Doch die Gelüste des kirchlichen Despoten reichten viel weiter als seine wirkliche Macht. Man ließ ihn frei schalten in Sachen der theologischen Controverse und der Lehre; er durfte nach Herzenslust an der steten Erweiterung der Kluft

zwischen seiner neuen Kirche und der alten arbeiten; soweit traf seine Gesinnung mit den Plänen und Interessen der Fürsten zusammen, aber man ließ ihn seine Ohnmacht fühlen, sobald er Miene machte, in das Gebiet, welches der Adel, die Juristen und Beamten sich vorbehalten hatten, hinüberzugreifen, bei der Verwendung des Kirchengutes mitzureden u. dgl. Der Verdruß, den er darüber empfand, wurde noch gesteigert durch die Zwietracht, die unter seinen Anhängern und selbst zwischen ihm und Melanchthon herrschte. „Alle Glieder des Leibes in der Kirche sind widereinander", sagte er; „auch wir, so ein Stück des Herzens sind, plagen uns einer den andern." Schon im Jahre 1537 hatte er sich über die Lehre von der Rechtfertigung, welche Melanchthon durch das Dogma von der Nothwendigkeit der guten Werke mildern oder, vom lutherischen Standpunkte aus die Sache betrachtet, verfälschen wollte, mit diesem seinem vornehmsten Gehilfen entzweit. „Wenn zu deiner Zeit schon", schrieb Melanchthon damals an Dietrich in Nürnberg, „die Knechtschaft hier schlimm genug war, so ist Luther seitdem noch viel härter geworden." Die Differenz in der Abendmahlslehre kam als neuer Stoff zu Argwohn und Spannung hinzu; denn Luthern konnte es nicht verborgen bleiben, daß Melanchthon schon seit Jahren sich der Zwingli'schen Lehre zuneigte. Während Melanchthon mehr als einmal von Wittenberg fortzuziehen gedachte, stand Luther im Jahre 1544 gleichfalls auf dem Punkte, in seinem Verdrusse über ihn, Cruciger und die meisten anderen Theologen von dort wegzuziehen; es bedurfte dringender Bitten und Vorstellungen, um ihn zum Bleiben zu bewegen. „Es kann es", schrieb damals Cruciger an Veit Dietrich, „fast keiner von uns vermeiden, sich Luthers Unwillen zuzuziehen und auch öffentlich von ihm gegeißelt zu werden."

Früher schon hatte er sich mit seinem alten Hausfreunde Agricola entzweit, und nun verfolgte er diesen Mann mit

jener Beharrlichkeit und Energie des Haſſes, die ihm eigen war; er verleumdete ſeine Lehre, ſuchte ihm jede Anſtellung zu verſchließen und allenthalben Feinde zu erwecken, verdächtigte ihn in Briefen und ließ ihm die Herausgabe von Schriften verbieten — denn Luther ließ durch den weltlichen Arm des Kurfürſten eine ſtrenge, auf alle ihm mißfälligen Schriften ſich erſtreckende Cenſur üben und ſuchte alles, was Bedenken oder Zweifel gegen ſeine Lehre erregen konnte, ſoweit ſein Arm und der ſeiner Anhänger reichte, zu unterdrücken. War irgendwo eine ſchreiende Gewaltthat verübt worden, ſo war er, falls ſie nur im Intereſſe ſeiner Lehre und Partei geſchehen war, ſofort bereit, ſie zu beſchönigen. Als der König von Dänemark alle Biſchöfe ſeines Landes ohne irgend einen geſetzlichen Grund an einem Tage hatte gefangen ſetzen laſſen, bloß um ſich ihrer Güter zu bemächtigen und das Land ungehindert proteſtantiſch zu machen, bezeugte ihm Luther brieflich ſein Wohlgefallen, daß er die Biſchöfe „ausgerottet“ habe, verſprach auch gleich, er wolle „ſolches, wo er könne, zum Beſten helfen deuten und verantworten“. Im Auguſt 1543 brach er denn auch noch einmal gegen die Zwinglianer los; die Veranlaſſung gab ihm der Züricher Buchhändler Froſchauer durch Ueberſendung der Bibelüberſetzung von Leo Jud; in ſeiner Antwort drohte er den Zürichern mit dem Strafgerichte, welches ihren Meiſter Zwingli erreicht habe. Einige Monate nachher erſchien ſein „Kurzes Bekenntniß vom Sacramente wider die Schwärmer“, die vollſtändigſte Losſagung von der Schweizer Fraction des Proteſtantismus und von der Wittenberger Concordie, denn durch die „überflüſſige Liebe und Demuth, die er zu Marburg bewieſen, ſei nur alles ärger geworden, und da er nun auf der Grube gehe, wolle er dies Zeugniß vor den Richterſtuhl Chriſti bringen, daß er die Schwärmer und Sacramentfeinde Carlſtadt, Zwingli, Oecolampadius, Stenkfeld (der Schleſier Schwenkfeld) und ihre Jünger zu Zürich

und wo sie sind, mit ganzem Ernste verdammt und gemieden habe, sie und ihre lästerliche und lügenhafte Ketzerei". Noch im folgenden Jahre (1545) fand Major, als er, im Begriffe nach Regensburg zum Colloquium zu gehen, sich von Luther verabschieden wollte, an der Studirstube des Reformators die Worte von seiner Hand geschrieben: Nostri Professores examinandi sunt de coena Domini. Das galt Melanchthon und dessen Freunden.

Während er so voll Argwohnes gegen seine alten Waffengefährten und nächsten Umgebungen war, faßte er noch einmal den ganzen Grimm, den er gegen die alte Kirche im Herzen nährte, in zwei Schriften zusammen; die eine war seine „Schrift wider die 32 Artikel der Theologisten zu Löwen"; sie bestand aus 76 Thesen, in denen er die von ihm verworfenen katholischen Lehren nicht etwa widerlegte, sondern nur verneinte, verzerrte und mit jenen giftigen und ungeheuerlichen Schmähworten, wie sie nur ihm eigen waren, zu besudeln strebte; er meinte, scheint es, den durch die Menge der theologischen Schmähschriften und polternden Predigten abgestumpften Gaumen des Volkes nur noch mit so drastischem Stoffe kitzeln zu können; oder er befand sich fortwährend in einer Stimmung, deren natürlicher Ausdruck diese Art der Polemik war. Fast gleichzeitig erschien „Das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet", eine Schrift, deren Entstehung sich kaum anders als durch die Annahme erklären läßt, daß Luther sie größtentheils im Zustande der Erhitzung durch berauschende Getränke geschrieben habe. War er wirklich bei Abfassung dieses Buches nüchtern, so verstand er es, sich bis zu jener Stufe des exaltirtesten Ingrimmes hinaufzuschrauben, wo der Geist, der Selbstherrschaft bar, der Verrücktheit zu verfallen beginnt.

Gleich als ob es ihm an Objecten des Grolles fehle, schrieb er in jenen letzten Jahren seines Lebens auch noch gegen die

Juden. Schon in den ersten der gegen sie gerichteten Schriften forderte er förmlich die Christen auf, die Synagogen der Juden mit Feuer zu verbrennen, und jeder, der könne, solle Schwefel und Pech zuwerfen; dann solle man ihnen alle ihre Bücher, auch die Bibel nehmen, ihnen allen Gottesdienst bei Todesstrafe verbieten, mit ihnen nach aller Unbarmherzigkeit verfahren und sie zuletzt aus dem Lande jagen. Die zweite Schrift, „Vom Schem Hamphoras", begann gleich mit der Erklärung, die Juden seien junge, zur Hölle verdammte Teufel; im Verlauf aber ergeht er sich in so widerwärtigen, ekelhaften, gemeinen Bildern und Schilderungen, daß selbst seine Anhänger später dieser Schrift nur mit Scham gedachten.

Ueberhaupt brachte Luther die letzten Jahre seines Lebens in einer düstern Stimmung, in fortwährender Bitterkeit, in fruchtlosen Klagen und Zornesergüssen und in dem stets wiederkehrenden Wunsche zu, recht bald durch den Tod dem Anblicke so vieler ihm unerträglichen Dinge entrückt zu werden. Die katholische Kirche hatte seine Hoffnung und Voraussetzung eines baldigen gänzlichen Zerfalles getäuscht, und ihr Fortbestand drückte seiner Genossenschaft das Brandmal einer von dem alten Stamme der Kirche losgerissenen, ahnenlosen Secte auf; die Schweizer Kirchenpartei breitete sich weiter aus, die Versöhnung zwischen den beiden großen protestantischen Körpern war mißlungen, die Spaltung eine vollendete Thatsache. Seine eigene Kirche aber — Luther stand vor diesem Werke seiner Hände mit dem Gefühle eines Mannes, dem die Macht und Herrschaft über seine Schöpfung genommen ist und der der weitern Entwicklung unthätig zusehen muß. Fürsten, Adel, Bürger und Bauern bereicherten sich mit der Beute des Kirchengutes, ließen die Prediger darben oder mißhandelten sie, trösteten sich fleißig mit dem neuen Evangelium und führten dabei ein Leben, das den ethischen Charakter der protestantischen Lehre in ein höchst ungünstiges Licht stellte. Die Pre-

diger aber haderten allenthalben untereinander und brachten ihre Streithändel auf die Kanzel. Luther konnte den Zusammenhang, in welchem alles dies mit seinen Lehren und Thaten stand, sich nicht abläugnen, und so wurde der Kummer und zornige Mißmuth seiner späteren Jahre nur hie und da durch einzelne Lichtblicke, wie z. B. die Niederlage und Gefangenschaft des von ihm so gehaßten und geschmähten Herzogs Heinrich von Braunschweig — aufgeheitert. Wenn er mit der ihm bereits zur andern Natur gewordenen Bitterkeit und Schmähsucht auch die Juristen zuletzt noch anfiel, so lag der Grund davon wohl weniger in der nächsten und äußerlichen Veranlassung, dem Streite wegen der Giltigkeit der Verlöbnisse, als in der Wahrnehmung, daß die Herrschaft über die neue Kirche und deren Prediger immer mehr diesem Stande zufalle, und daß eben darum auch das gesammte Kirchenwesen in die Zwangsweste der juristisch-bureaukratischen Verwaltungsreform sich einschnüren lassen müsse — eine Wahrnehmung, doppelt drückend für einen Mann, der noch die alte bischöflich-kirchliche Verwaltung gekannt hatte, und der sich gestehen mußte, daß er es sei, der diese, bei allen ihren Gebrechen doch Kirchliches auf kirchliche Weise behandelnde Verfassung zertrümmert und der neuen so durch und durch unkirchlichen Ordnung die Wege gebahnt habe.

In Wittenberg war unterdes die Zuchtlosigkeit so arg geworden, daß Luther, wie er seiner Frau im Juli 1545 schrieb, eher umherschweifend das Bettelbrod essen wollte, als in diesem Sodoma leben. Zuletzt trug er sich noch mit mancherlei Entwürfen: er wollte noch einmal wider die Papisten schreiben, da ihm sein vor zwei Jahren erschienenes Buch noch nicht derbe genug zu sein schien, dann wollte er an der Austreibung der Juden arbeiten, am 19. Januar 1546 „übte er sich im Schreiben wider die Parisischen und Löwen'schen Esel", und zwei Tage vorher hatte er sich mit den Worten des Psalmes

selig gepriesen, daß er nicht im Rathe der Zwinglianer und auf dem Lehrstuhle der Züricher sitze. In solcher Stimmung ereilte ihn der Tod am 22. Februar*) 1546 zu Eisleben, wohin er, um einen Streit der Grafen von Mansfeld zu schlichten, gekommen war.

Wenn man den mit Recht einen großen Mann nennt, der mit gewaltigen Kräften und Gaben ausgerüstet Großes vollbringt, der als ein kühner Gesetzgeber im Reiche der Geister Millionen sich und seinem Systeme dienstbar macht — dann muß der Sohn des Bauern von Möhra den großen, ja den größten Männern beigezählt werden. Auch das ist richtig, daß er ein theilnehmender Freund, frei von Habsucht und Geldgier, und anderen zu helfen bereitwillig war. Aber wir müssen ihn als öffentlichen Charakter, als Reformator und Stifter einer neuen Kirche weiter zeichnen oder vielmehr ihn sich selber schildern lassen.

Die Sprache der zweifellosesten Zuversicht, der unfehlbarsten Gewißheit in allen seinen Behauptungen wußte Luther mit der größten Leichtigkeit zu handhaben; er versicherte in den mannigfaltigsten Wendungen, er habe seine Lehre vom Himmel und durch göttliche Eingebung, er sei ganz gewiß, daß sein Wort nicht sein, sondern Christi Wort, sein Mund also auch der Mund Christi sei; Christus selbst habe ihn zu einem Evangelisten berufen, mit seiner Lehre sei er Richter nicht nur der Menschen, sondern auch aller Engel, und wer sie nicht annehme, der sei unfehlbar verdammt. Mit solchen Aeußerungen war er stets zur Hand, und es kostete ihn keine Ueberwindung, sich alles Ernstes für den größten und begabtesten Lehrer zu halten, der seit der Apostel Zeiten unter den Christen aufgestanden.

Bei solchem Glauben vermochte er leicht sich und andere zu überreden, Gott wirke fort und fort Wunder zu seinen

*) Anm. dieser Ausgabe. In der That war es die Nacht auf den 18. Februar.

Gunsten, und hier kam ihm seine angeborene Neigung zum Argwohn und die Lieblingsidee, daß der größte Theil der Menschen eigentlich unter der Herrschaft des Teufels stehe, sehr zu statten. Er bildete sich nun ein, seine Gegner seien nicht nur seiner Lehre abhold, sondern auch gegen sein Leben verschworen und hätten viele Menschen in Sold genommen, um ihn zu vergiften; diese Vergiftungsversuche aber wurden immer durch ein Eingreifen Gottes wunderbarlich vereitelt; er habe, behauptete er, oft Gift getrunken, es habe ihm aber nie schaden können; ja die natürlichen Folgen eines allzu reichlich genossenen Abendschmauses schrieb er solchen Vergiftungen zu; selbst die Predigtstühle und Lehnen, auf denen er gepredigt, waren, wie er nicht zweifelte, oft vergiftet, und doch kam er immer wohlbehalten davon. Indes eigneten sich dergleichen Wunder nicht zu Beweisen seiner göttlichen Sendung und der Wahrheit seiner Lehre, und Luther, der es mehrfach theils als nothwendig, theils als sehr wünschenswerth anerkannte, daß seinem Systeme auch die Bestätigung durch Wunder und Zeichen nicht fehle, sah sich daher nach Ereignissen um, die als solche außerordentliche Wirkungen der unmittelbar eingreifenden göttlichen Allmacht gelten könnten. „Denn," meinte er, „wenn es die Noth erforderte, so müßten wir wahrlich daran und müßten auch Zeichen thun, ehe wir uns das Evangelium ließen schmähen und unterdrücken." Er wußte jedoch nichts anzuführen, als daß es einzelnen Nonnen gelungen sei, aus ihren wohlverwahrten Klöstern zu entkommen. Das seien Wunder, die sein Evangelium thue, die aber freilich die Gottlosen nicht sehen wollten. Indes behauptete er auch wieder, es sei nicht mehr Noth, Wunder zu thun, und berief sich dann lieber auf die schnelle Ausbreitung seiner Lehre und auf die Uneinigkeit, die sie in der Welt angerichtet habe, dies sei der stärkste Beweis und Wunderzeichen, daß er die Sache in Gottes Namen angefangen und das rechte Wort Gottes lehre. Er vergaß nur

dabei, daß dies bei so vielen älteren und neueren Irrlehren auch der Fall gewesen, oder, wie er selbst einmal schrieb, „daß die Welt fast allen Ketzereien anfänglich mit ausgebreiteten Armen, sie zu empfahen, entgegengelaufen sei".

Aber jene Zuversicht und jener Ton einer unerschütterlichen Festigkeit war bei Luther zum großen Theil nur das Erzeugniß der polemischen Erhitzung und eines künstlich gesteigerten Taumels, sowie des Bewußtseins seiner natürlichen Ueberlegenheit, seiner dialektischen Stärke und rhetorischen Gewandtheit. Es findet sich in dieser Beziehung die charakteristische Aeußerung von ihm: „Die äußeren Anfechtungen machen mich nur stolz und hoffärtig, wie ihr das in meinen Büchern seht, wie ich die Widersacher verachte; ich halte sie stracks für Narren." War er aber sich selbst überlassen und im einsamen Verkehr mit seinem Gewissen, dann wollte diese Zuversicht, die eben oft nur erzwungen und ertrotzt war, nicht Stich halten.

Oft schlug die Qual der Reue und der Gewissensangst ihren scharfen Zahn in seine häuslichen Freuden und öffentlichen Triumphe. Diese mahnenden Stimmen eines erschreckten und gequälten Gewissens nahmen verschiedene Formen an, und immer suchte Luther sich mit der Vorstellung zu beruhigen, daß es satanische Versuchungen, Einflüsterungen des Erzfeindes seien, der ihm vor allen Menschen auffätzig sei, weil niemand noch dem Reiche Satans so großen Abbruch gethan. Hauptsächlich war es der Zweifel an der Wahrheit seiner eigenen Lehre, ein beängstigendes Gefühl dogmatischer Unsicherheit, was ihn peinigte; er gestand oft, er könne selber nicht glauben, was er anderen lehre; als der Prediger Anton Musa von Rochlitz einmal Luthern klagte, er könne nicht glauben, was er predige, erwiederte dieser: Gott sei Dank, daß es anderen auch so geht; ich meinte, mir wäre allein so. Der Satan, äußerte er ein anderes Mal, habe ihn mit Sprüchen der Schrift also zerplagt, daß ihm Himmel und Erde zu enge geworden

und im ganzen Papſtthum kein Irrthum geweſen ſei. Dazwiſchen war es dann wieder das ſich aufdrängende Bewußtſein, daß er ohne Beruf und göttliche Sendung ſich zum Gründer einer neuen Lehre und Kirche aufgeworfen habe, und die kläglichen Troſtmittel, an denen er ſich wie ein Verſinkender an einem Strohhalm zu halten ſuchte, beweiſen, wie niederbeugend dieſes Bewußtſein für ihn war. „Ich hab' oft geſagt und ſag' es noch, ich wollte der Welt Gut nicht nehmen für mein Doctorat; denn ich müßte wahrlich zuletzt verzagen und verzweifeln in der großen und ſchweren Sache, die auf mir liegt, wo ich ſie als ein Schleicher ohne Beruf und Befehl hätte angefangen." Der Teufel, äußerte er ein anderes Mal, hätte mich mit dieſem Argument getödtet: Du biſt nicht berufen, wenn ich nicht wäre Doctor geweſen. Er überſah nur dabei, daß ihm das Doctorat bloß für den gelehrten Vortrag in der Schule und nur mit der Bedingung und dem Auftrage, die Heilige Schrift nach der Ueberlieferung und herrſchenden Lehre der katholiſchen Kirche auszulegen, verliehen worden war.

Häufig waren es aber auch die traurigen Folgen ſeiner Lehre, die mahnend vor ſein Gewiſſen traten, die Zerreißung der vor ihm einigen Kirche, die in ſeinem eigenen Kirchenweſen aufgehende Saat der Zwietracht, die allenthalben ſich kundgebende Sittenloſigkeit, die mit dem neuen Rechtfertigungs-Dogma ſich tröſtende Sicherheit und das Schwinden aller ernſteren Religioſität, und dazu kam noch das mehrfach von ihm ausgeſprochene, niederſchlagende Bewußtſein, daß er ſelber ſeit ſeiner Trennung von der Kirche ethiſch herabgekommen und erkaltet ſei. So geſtand er zum Beiſpiel: „Ich bekenne für mich ſelbſt, und ohne Zweifel auch andere müſſen bekennen, daß mir's mangelt an ſolchem Fleiß und Ernſt, den ich jetzt viel mehr denn zuvor haben ſoll, und viel nachläſſiger bin denn zuvor unter dem Papſtthum, und iſt jetzt nirgend kein

ſolcher Ernſt beim Evangelium, wie man zuvor hat geſehen bei Mönchen und Pfaffen."

Alle dieſe Vorwürfe und Gedanken mit ihren daran ſich knüpfenden unabweisbaren Conſequenzen ſuchte er nun mit äußerſter Anſtrengung durch die Vorſtellung zu entkräften und ſich aus dem Sinne zu ſchlagen, daß es der Teufel ſei, der ſie ihm eingebe, um ihn damit irre zu machen und zur Verzweiflung zu treiben. Darum iſt in ſeinen Schriften und beſonders in ſeinen Briefen und vertrauten Aeußerungen ſoviel die Rede davon, daß er „in der Hand des Teufels ſei, daß der Satan ſich in Chriſtus ſelbſt umgeſtalte, und er, Luther, mit ſeiner Kenntniß der Heiligen Schrift gegen ihn nicht ausreiche, daß er ganze Nächte hindurch mit dem Satan kämpfen müſſe, der es ihm oft mit ſeinem Disputiren ſo nahe bringe, daß ihm der Angſtſchweiß darüber ausgehe" u. ſ. f. Mitunter ſuchte Luther einen eigenthümlichen Troſt und eine Befriedigung ſeines Selbſtgefühles in der Vorſtellung, daß der Teufel für ihn ganz beſondere große und außerordentliche Anfechtungen erſonnen habe, von denen ſeine Gegner, die Papiſten, freilich nichts wüßten, gleichwie auch die Kirchenväter ehemals ſie nicht gekannt hätten. Verglichen mit dieſen Anfechtungen ſeien die gewöhnlichen Verſuchungen zu Fleiſches-Sünden und dergleichen nur Kleinigkeiten; er beſchreibt nun dieſe allerſchwerſten Anfechtungen als einen Zuſtand, in welchem man nicht wiſſe, ob Gott der Teufel oder der Teufel Gott ſei, und vor Angſt gleich den Geiſt aufzugeben fürchte.

Aus allen ſeinen hyperboliſchen Wendungen und paradoxen Beſchreibungen ergibt ſich aber am Ende nur dies, daß es die Vorwürfe ſeines Gewiſſens und die Zweifel an der Richtigkeit ſeines Syſtems, beſonders ſeiner Rechtfertigungslehre, waren, die er vor ſich ſelbſt und vor anderen gerne dem Satan als deſſen ganz beſondere Kunſtgriffe zugeſchoben hätte. Es waren alſo Verſuchungen, wie ſie wohl jeder aufrichtige und

ernst gesinnte Christ zu bestehen hat, nur mit dem freilich sehr großen Unterschiede, daß dieser nicht das zu verantworten hat, was Luther unternommen hatte, und daß ein in der Kirche wurzelnder Christ Zweifel und Regungen des Unglaubens viel leichter überwindet, da sein Glaube von dem Zeugniß und Ansehen der ganzen Kirche getragen wird. Wenn demnach Luther von jenen höchsten Anfechtungen redet, die ihn an seinem Leibe so erschöpft und gemartert hätten, daß er kaum lechzen und Athem holen konnte, wenn er in seiner Schwermuth greuliche Gesichte gesehen haben wollte, so liegt der Schlüssel dazu in der gleich darauf folgenden einfachen Erklärung: „Der traurige Geist ist das Gewissen selbst", und in dem Geständnisse, daß er dem Satan, wenn dieser ihm so zusetze, den „Greuel des Papstes" vorwerfe, der so groß sei, daß er nach Christo sein größter Trost sei. „Darum — fügt er hinzu — sind das heillose Tropfen, die da sagen, man solle den Papst nicht schelten. Nur flugs gescholten, und sonderlich, wenn dich der Teufel mit der Justification ansicht." Es bedarf wohl keiner Ausführung, welch einen Blick uns diese Aeußerungen in das Innere des Mannes thun lassen. (Siehe Luthers Colloquia, herausgegeben von Förstemann, III, 102. 103. 116. 121. 136; IV, 62.)

Als Polemiker und Verfasser theologischer und besonders populärer Streitschriften verband Luther mit einem unläugbaren großen dialektisch-rhetorischen Talente eine Gewissenlosigkeit, wie sie auf diesem Gebiete wohl nur selten im gleichen Grade vorkommt. Es ist einer seiner gewöhnlichsten Kunstgriffe, eine Lehre oder Institution erst bis zur absurdesten Fratze zu verunstalten und sich dann, vergessend, daß das, was er bekämpft, in solcher Gestalt nur ein Phantom seiner gefolterten Einbildung sei, mit behaglichem Tadel darüber zu verbreiten. Nur allzu oft sinkt er zum Tone eines geistlichen Marktschreiers herab und bläht sich mit hyperbolischen Phrasen und

hohlen Uebertreibungen auf. So wie er eine theologiſche Frage anfaßt, verwirrt er ſie auch, oft mit berechnender Abſichtlichkeit, und die Gründe der Gegner werden bis zum Unkenntlichen verſtümmelt und verzerrt. Aber bei allen dieſen Gebrechen, welche das Leſen ſeiner Schriften jetzt zu einer ſo ermüdenden und widerwärtigen Beſchäftigung machen, fühlt man doch, daß er eine wunderbare Gabe hinreißender Popularität beſaß, und daß ſeine Demagogie auf die genaueſte Kenntniß und Berechnung aller Schwächen des deutſchen Nationalcharakters gebaut iſt.

Die Art, wie er in dieſen Streitſchriften die Perſonen ſeiner Gegner behandelt, iſt wirklich beiſpiellos. Nie iſt es die trauernde Liebe, die, nur den Irrthum haſſend, den Irrenden zu gewinnen ſucht, ſondern es iſt ſchmähender Groll, trotziger, wegwerfender Hohn und eine maſſenhafte Häufung von Invectiven, oft der perſönlichſten, oft zugleich der pöbelhafteſten Art, die wie ein Strom aus unverſiegbarer Quelle ſich ergießen. Es iſt durchaus unwahr, daß Luther in dieſer Beziehung nur einer in jener Zeit überhaupt herrſchenden Unſitte gefrönt habe; das Gegentheil weiß jeder Kenner der gleichzeitigen und unmittelbar vorausgegangenen Literatur; Luthers Schriften erregten gerade durch dieſen Charakter allgemeines Erſtaunen, und während alle, die nicht zu ſeinen unbedingten Anhängern gehörten, ihr Befremden darüber ausdrückten, oder ihm deshalb die ſchärfſten Vorwürfe machten und auf die verderblichen Wirkungen dieſer ſchmähenden Ergüſſe hinwieſen, pflegten ſeine Jünger und Bewunderer ſich mit dem „heroiſchen Geiſte“ des Mannes zu tröſten, dem niemand Maß oder Ziel zu ſetzen ſich unterfangen dürfe, und der eben, durch eine Art von Inſpiration von der Beobachtung des Sittengeſetzes dispenſirt, ſich das geſtatten dürfe, was bei anderen unſittlich und frevelhaft ſein würde.

In keinem andern Schriftſteller findet ſich ferner Begeiſterung für den unerſchöpflichen Reichthum und göttlichen

Charakter der Heiligen Schrift mit der gewaltſamſten Mißhandlung derſelben ſo dicht beiſammen wie bei Luther. Sein Verſuch, den Brief Jacobi aus dem bibliſchen Canon zu werfen, die verächtliche Sprache, in der er ſich über dieſen Beſtandtheil der Heiligen Schrift ausdrückt, iſt bekannt; die neuerdings vorgebrachte Behauptung, daß er ſpäter von dieſer Verirrung zurückgekommen ſei, iſt grundlos; noch in ſeinem letzten größern Werke, ſeiner zweiten Auslegung des erſten Buches Moſis, äußerte er ſich über den Brief und deſſen Verfaſſer in der alten, tadelnd-wegwerfenden Weiſe. Er hatte freilich nur die Wahl, entweder den Brief ganz zu verwerfen oder den ſchroffen Widerſpruch, in welchem die Erklärung dieſer heiligen Urkunde über Rechtfertigung mit ſeinem Syſteme ſteht, in der Weiſe, wie es die ſpäteren proteſtantiſchen Theologen gethan, durch gewaltſame Interpretation zu entfernen. Warum er ſich nicht hierfür, ſondern für das erſtere entſchied, iſt nicht klar; Gewiſſenhaftigkeit der Exegeſe und Scheu vor der einfachen Klarheit des Textes war es ſicherlich nicht, was ihn beſtimmte, denn die willkürlichſten, handgreiflich falſchen Interpretationen ſind in ſeinen polemiſchen Schriften ganz gewöhnlich. Es iſt kaum möglich, es hierin ärger zu treiben, als er es z. B. in ſeinen Schriften gegen Erasmus in den ſelbſt von Planck angeführten Beiſpielen gethan. Ja es läßt ſich in ſeinen Schriften eine förmliche Gradation exegetiſcher Willkür und Gewaltſamkeit an zahlreichen Beiſpielen nachweiſen. Wenn er allerdings am häufigſten dadurch falſch interpretirt, daß er ſeine eigenthümlichen Vorſtellungen, die er ſich ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach nicht durch ruhiges, unbefangenes Bibelſtudium, ſondern in dem Zuſtand einer peinlichen Geiſtesverwirrung und Gewiſſensangſt gebildet hatte, den bibliſchen Stellen unterlegte, ſo war es ſchon ein weiterer Schritt gewaltſamer Willkür, daß er den Text, den er zu ſeinen polemiſchen Zwecken gebrauchen wollte, erſt dafür zurichtete, theils durch falſche Ueber-

ſetzung, theils durch Interpolation. Reichte auch dies nicht aus, dann ſetzte er Schrift und Chriſtus einander entgegen, wie z. B. in folgender Stelle: „Du Papiſt pocheſt faſt (ſehr) mit der Schrift, welche doch unter Chriſto als ein Knecht iſt, daran kehre ich mich gar nichts. Ich aber trotze auf Chriſtum, der der rechte Herr und Kaiſer iſt über die Schrift. Ich frage gar nichts nach allen Sprüchen der Schrift, wann du ihrer noch mehr wider mich aufbrächteſt; denn ich habe auf meiner Seite den Meiſter und Herrn der Schrift, mit dem will ich's halten, und weiß, er wird mir nicht lügen, noch mich verführen, ihm will ich lieber die Ehr' geben und glauben, denn daß ich mich in allen Sprüchen um ein Haar breit bewegen laſſen wollte."

Mitunter geſchah es auch, daß eine bibliſche Stelle, die einer ſeiner Lieblingslehren beſonders klar widerſprach, ihm unruhige Stunden machte; zuletzt aber wußte er ſein exegetiſches Gewiſſen auch hier mit der Vorſtellung zu beſchwichtigen, daß dieſe Beunruhigung nur eine Verſuchung des Teufels ſei, der ihn mit Schriftſtellen irre machen und zur Verzweiflung treiben wolle. So machte Luther es mit der Stelle 1 Tim. 5, 12.

Mit dieſen Zügen zu einem Bilde des Reformators müſſen wir uns hier genügen laſſen; nur das darf nicht unerwähnt bleiben, daß er, beſonders ſeit dem Jahre 1520, über Geſchlechtsverhältniß, Ehe und Cölibat Behauptungen aufſtellte und unter dem Volke verbreitete, die in den weiteſten Kreiſen, nach dem Zeugniſſe von Zeitgenoſſen, einen höchſt nachtheiligen moraliſchen Einfluß ausübten. Er iſt wohl ſeit der Stiftung der chriſtlichen Kirche der erſte geweſen, der die Lehre aufſtellte, der Menſch ſei ein Sklave ſeines mit unwiderſtehlicher Macht herrſchenden Naturtriebes, und das Gebot, ſich zu verheiraten, ſei daher nicht nur ein jedermann verpflichtendes, ſondern verbinde auch noch ſtrenger als jene Gebote des Deka-

loges, welche Mord und Ehebruch verbieten. In einer im Jahr 1522 gehaltenen Predigt über die Ehe trug er Dinge vor und gestattete Rechte, von denen das natürliche Gewissen eines Heiden sich abwenden würde. Auch die Erlaubniß, die er dem Landgrafen Philipp gab, war eine Folge seiner — freilich wieder mit seinem ganzen Systeme zusammenhängenden — Ansicht, daß es — selbst für Christen — kein Gebot der Monogamie gebe.

Zum Schlusse nur noch die Erwähnung, daß zwischen Luthers lateinischen und seinen deutschen Schriften ein großer Unterschied ist. In den letzteren liegt seine Stärke und (theilweise) das Geheimniß seiner außerordentlichen Erfolge, während die Theologen in Frankreich, England, Italien, Spanien, welche bloß seine lateinischen Schriften lasen und in denselben weder besondere Beredsamkeit, noch glänzenden Scharfsinn oder imponirende Erudition fanden, vielfach ihre Verwunderung darüber äußerten, daß dieser Mann in Deutschland so vergöttert werde und selbst unter den Gelehrten so viele Anhänger und Verehrer habe.

Luthers Leben muß aus seinen eigenen Schriften, vorzüglich seinen Briefen, geschöpft werden — eine befriedigende und vollständige Darstellung desselben existirt noch nicht. Unter den älteren Biographien ist die „Historie von Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben" von dem Prediger Mathesius, der Luthers Tischgenosse gewesen (eigentlich eine Reihe von Predigten, Nürnberg 1565), brauchbar wegen einzelner Züge; die Historia de vita et actis M. Lutheri von Melanchthon (Wittenberg 1546) ist gar zu dürftig und oberflächlich; viel reichhaltiger, aber freilich auch in hohem Grade parteiisch ist das Werk eines persönlichen Gegners Luthers, des Cochläus (Commentaria de actis et scriptis M. L. Mogunt. 1549 fol.), aber da es von einem Zeitgenossen und Theilnehmer an den Ereignissen herrührt, immer wichtig und brauch-

bar. Auch das ſpätere Werk des Ulenberg, eines zur katholiſchen Kirche übergetretenen Lutheraners: Historia de vita, moribus, rebus gestis, studiis ac denique morte M. L., Colon. 1622, hat als Materialienſammlung Werth. Die „Merkwürdigen Lebensumſtände Luthers“ von J. S. Keil (4 Thle. 4°, Leipzig 1764) beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Luthers „Leibesconſtitution, Krankheiten, geiſtlichen und leiblichen Anfechtungen und anderen Zufällen“. Das Leben Luthers von G. H. A. Ukert (Gotha 1817, 2 Thle.) bietet nur einen Wuſt von großentheils werthloſer Literatur. Die Schriften von Pfizer (1836), Stang (1838), Meurer (1843), Ledderhoſe (1836) können nur ſehr genügſame Leſer befriedigen. Das Werk von K. Jürgens, Prediger in Braunſchweig, würde unter den vom proteſtantiſchen Standpunkt aus geſchriebenen weitaus das wichtigſte und brauchbarſte ſein, aber die drei Bände (Leipzig 1846—1847) gehen nur bis zum Ausbruch des Ablaßſtreites. Das bekannte Werk von Audin iſt mit einer allzu großen, mitunter an Naivetät grenzenden Unkenntniß der Schriften Luthers, der gleichzeitigen Literatur und des ganzen damaligen Zuſtandes von Deutſchland geſchrieben. Die Mémoires de Luther von dem Pariſer Profeſſor Michelet beſtehen hauptſächlich aus aneinander gereihten Stellen der Colloquien und derjenigen Schriften, in denen Luther von ſich ſelber ſpricht.

Ueber den Charakter und Entwicklungsgang des Reformators vergleiche man die „Studien und Skizzen zur Geſchichte der Reformation“, Schaffhauſen 1846, und die Darſtellung im dritten Bande des Werkes „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen“

Drei geschichtliche Vorträge.

Karl der Große. Gustav Adolf in Deutschland.
Rußland und Polen vor hundert Jahren.

Von

Johannes Janssen.

Vierte Auflage.

Frankfurt a. M. und **Luzern**
Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Kern & Birner in Frankfurt a. M.

Dieſe drei in Aachen und in Frankfurt gehaltenen Vorträge ſind 1864, 1865 und 1867 in den „Zeitgemäßen Broſchüren“ erſchienen und dreimal abgedruckt worden, aber ſchon ſeit vielen Jahren gänzlich vergriffen. Auf unſer Anſuchen hat der Herr Verfaſſer die Erlaubniß ertheilt, dieſelben in einem Bändchen vereint von Neuem herauszugeben. Inhaltlich ſind ſie unverändert geblieben, auch in ihren Anſpielungen auf Ereigniſſe und Zuſtände, wie ſie in den Jahren 1864—1867 am Platze waren.

Die Verlagshandlung.

Karl der Große.

Ein Vortrag

(1867).

Wie alles Großartige im Leben der Völker nur dem Wirken außerordentlicher Persönlichkeiten seine Entstehung verdankt, so sind auch alle großen Staaten in der alten und neuen Zeit nur durch große Männer gegründet worden, welche wie geistige Wunderthäter durch die Geschichte schritten und als Träger neuer, das Leben umgestaltender Ideen oft ganzen Jahrhunderten das Siegel ihrer Macht aufprägten.

Ein solcher Mann war Karl der Große.

Durch Glaubenskraft, Kriegsmuth und Seelengröße alle Herrscher seiner Zeit weit überragend, rief er eine neue Epoche in der religiös-sittlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung Europas hervor und gründete für ein volles Jahrtausend ein Weltreich, „so schön und stolz, wie der Erdtheil, den wir bewohnen, kein zweites gesehen hat." Dieses Weltreich, das ehrwürdige römische Reich deutscher Nation, ist zu Grunde gegangen, aber Karl „der Gründer", sagte schon im zwölften Jahrhundert ein Schriftsteller, „geht nie zu Gründe", und wenn es im Charakter aller bedeutenden Katastrophen des Völkerlebens liegt, daß man bei der völligen Ungewißheit der Zukunft alle großen Momente und Gestalten der Vergangenheit wieder erweckt, gleichsam um die Blößen der Gegenwart damit zu bedecken, so erklärt sich schon hieraus, weßhalb der Deutsche mit

Ehrfurcht und Liebe bei Karl verweilt und sein Bild, das Bild des erhabensten Herrschergenius unserer Geschichte, immer von Neuem sich so gern vor die Seele führt.

Dabei drängt sich aber vor allem in unserer Zeit, da die alte Staatenordnung zerstört worden und die „tobenden Völker und schwankenden Reiche“ sich allenthalben in den Geburtswehen einer neuen Zukunft befinden, die Frage auf, auf welchen Grundlagen Karl eine neue Ordnung für Jahrhunderte in's Leben rief und mit welchen Mitteln es ihm gelang, in sich und seinem Werk alle Größe, Macht und Einheit des deutschen Mittelalters wie im Voraus zu vereinigen.

Führen wir uns zunächst in einigen raschen Umrissen die Lage der Dinge vor, wie sie Karl beim Antritte seiner Regierung antraf.

Den germanischen Völkerstämmen wies die Vorsehung einen ganz besonders hohen Beruf in der Geschichte an. Als die altrömische Republik ihr Ende finden sollte, waren es germanische Reiter, welche in der Schlacht bei Pharsalus den Sieg für den Gründer des neuen Kaiserthums entschieden; als an Stelle des heidnischen Kaiserthums das christliche treten sollte, verdankte Constantin seinen Sieg über Maxentius vorzugsweise der Hülfe germanischer Cohorten, und als endlich dem römischen Weltreich, nach dem Ausspruch eines Zeitgenossen, alle Herzkraft ausgegangen war, ergossen sich germanische Stämme über die Provinzen des Reichs, zertrümmerten das ganze politische System der Vorzeit und „rächten in Strömen von Blut die Freiheit der von Rom unterdrückten Völker und die zahllos erwürgten Blutzeugen Gottes.“

Seit der Völkerwanderung ging die Weltgeschichte an

die Germanen über. Diese waren dazu ausersehen, die Träger der neuen christlichen Weltentwicklung zu werden. Aber sie selbst blieben noch Jahrhunderte lang ohne Bewußtsein von ihrem weltgeschichtlichen Beruf.

Durch gleiche religiöse Anschauungen, gleiche Sitten und ein gleiches Rechts- und Kriegswesen erwiesen sich alle Stämme, trotz mannigfacher Verschiedenheit, als Bestandtheile eines und desselben und zwar eines sehr eigenthümlichen, nur sich selber gleichen Volkes; durch ihr unverwüstliches Gefühl von persönlicher Freiheit und persönlichem Recht, durch aufopfernde Treue der Dienstmannen gegen den Waffenherrn und des Waffenherrn gegen das Gefolge, erfrischten sie alle gleichmäßig die alte Welt und erfüllten alle Verhältnisse mit einem neuen Lebensgeiste. Aber sie hatten kein Gefühl von gemeinsamen staatlichen Aufgaben, äußerten keinen lebendigen Trieb zur politischen Einheit und nationalen Zusammengehörigkeit. Wie sie ohne gemeinsamen Plan in das römische Weltreich eingebrochen waren und die Einheit des Abendlandes zerstört hatten, so gründete jeder Stamm sein eigenes Königreich und fast unablässig bekriegten sich die einzelnen germanischen Könige, fast unablässig waren die Gothen mit den Vandalen, die Franken mit den Allemannen, die Gepiden mit den Longobarden u. s. w. in Streit. Alle rechtlichen Ordnungen schienen im sechsten und siebenten Jahrhundert zerrissen, alle sittlichen Bande gelöst. Unter tausendfachen Frevelthaten lag eine schreckliche Finsterniß über Europa.

Auch die fränkische Monarchie, welche von allen germanischen Staatenbildungen die meisten Hoffnungen erregt hatte, weil sie von Anfang an in innigster Beziehung zur Kirche stand, war unter den in Schande und Ver-

achtung versunkenen Merowingern im tiefsten Verfall und von allen Seiten von Feinden umlagert. Das byzantinische Kaiserreich gab seine Ansprüche auf die von den Germanen besetzten Länder niemals auf und hatte, wenn auch ohne tiefen innern Gehalt, unter Justinian durch die Zertrümmerung des Vandalen- und des Gothenreiches gezeigt, was es unter einem kräftigen Herrscher gegen die Germanen vermochte. Weit schlimmere Feinde noch als die byzantinischen Kaiser waren für das Frankenreich die heidnisch gebliebenen deutschen Stämme, welche von Norden, und die slavischen Völker, welche von Osten eindrangen, und die Muhamedaner, die mit den Waffen in der Hand von Süden aus Propaganda machten für die Lehre des Propheten und nicht allein die neuen staatlichen Ordnungen, sondern auch die neue Religion, das Christenthum, bedrohten. Es gab eine Zeit, wo dem Heidenthum und dem Islam die künftige Herrschaft über Europa bestimmt schien. Wäre das Frankenreich zertrümmert worden, so würden die Slaven immer weiter in das jetzige Deutschland vorgedrungen sein, die deutschen Völker wären später nimmermehr im Stande gewesen gegen die Einbrüche der Magyaren Widerstand zu leisten, und das jetzige Frankreich wäre unzweifelhaft eine Beute der Saracenen geworden.

Darum war es von einer wahrhaft providentiellen Bedeutung, daß sich im rheinischen Franken, rein deutschen Stammes, die waffenfreudigen Karolinger erhoben, die gleich von Beginn ihrer Wirksamkeit an sich als Männer von gewaltigem Willen und erhabener Kraft bewährten.

Nachdem schon unter den ersten Pippinen die fränkischen Stämme von Neuem geeinigt worden, und die deutschen Länder, welche von nun an den Kern des Reiches bildeten, den romanischen Theilen neue Lebenskräfte zugeführt hatten,

schlug Karl Martell in der Schlacht zwischen Tours und Poitiers (732) die Araber zu Boden, entschied durch seinen Sieg den Bestand des christlich germanischen Wesens und sicherte seiner Familie die Herrschaft im Frankenreich, dessen Krone Pippin dem Kurzen, der auch Süddeutschland der Monarchie unterworfen, im Jahre 752 zufiel.

Seitdem erhielt das deutsche Königthum einen neuen Charakter, denn die Karolinger waren unter Autorität der Kirche Könige geworden, hatten die Bestätigung ihrer Macht bei der Kirche nachgesucht, und dadurch die kirchliche Macht als eine höhere anerkannt und sich deren sittlichem Einfluß unterworfen. Das Königthum der Karolinger war überhaupt wesentlich nur durch die Kirche, durch das Wirken des heil. Bonifatius ermöglicht worden, der mit Ausnahme der Sachsen alle deutschen Stämme zu einer religiösen Einheit verband.

Allerdings waren schon Jahrhunderte vor Bonifatius schotttische d. h. irländische Mönche, wie St. Gallus, St. Kilian auf süddeutschem Gebiete als Missionäre thätig gewesen; auch fränkische Mönche und Bischöfe hatten den Samen des Evangeliums ausgestreut, allein ihre Stiftungen standen vereinzelt da, waren ohne feste Organisation und konnten so keine wirklich lebensfähige Kraft und Dauerhaftigkeit gewinnen. Nur durch feste kirchliche Organisation und durch den engsten Anschluß an Rom konnte das Frankenreich in religiöser und sittlicher Beziehung neu belebt werden und seinen Beruf, alle Deutschen in die christliche Völkerfamilie einzuführen, erreichen. Hierzu waren die mit Rom innig verbundenen angelsächsischen d. h. deutschen Missionäre ausersehen, die sich wie der Erzbischof Wilfrid, der heil. Willibrord mit seinen Gefährten u. s. w. vor allem

den ihnen stammverwandten Friesen und Sachsen zuwandten und fruchtreich wirkten, bis Bonifatius alle ihre Pflanzungen zu einer höheren Einheit zusammenfaßte.

Bonifatius, von westsächsischen, also deutschen Eltern geboren, ein Landsmann und Zeitgenosse des ehrwürdigen Beda, eines der Schöpfer neu abendländischer Wissenschaft, widmete sich seit dem Jahre 717 der Mission im fränkischen Reich, wo damals westlich vom Rhein das schon allgemein verbreitete Christenthum der Reform bedurfte, wo in Ostfranken die christlichen Anfänge zu stärken waren, und wo von Friesland, Niederhessen und Thüringen nach Sachsen hin christliche Lehre unter den noch heidnischen Völkern erst zu verkünden war.

Mit jugendlicher Begeisterung, Wärme und Innigkeit des Gemüthes begann Bonifatius, nachdem er sich zuvor zum Gehorsam gegen den heil. Stuhl verpflichtet hatte, sein Apostolat in Germanien. Er ist in dreifacher Eigenschaft als Missionär, als Organisator und als Staatsmann eine wahrhaft ehrfurchtgebietende Erscheinung.

Indem er die deutschen Stämme theils aus der Sittenlosigkeit und Grausamkeit eines absterbenden Heidenthums, theils aus der Unfruchtbarkeit eines bloß äußerlichen Christenthums errettete, wurde er der Gründer der lebenbringenden deutschen Kirche und dadurch zugleich, wie noch neuerdings der protestantische Geschichtschreiber Heinrich Leo entwickelt hat, der Gründer der deutschen Nation, welche nur durch die Einheit des katholischen Episkopates zu einem eigenthümlichen, in sich geschlossenen Volksthum herauswachsen konnte. Seit Bonifatius wurde der Mainzer Erzstuhl der kirchliche Mittelpunkt für alle deutschen Stämme und hat durch seinen von den Alpen bis in die westdeutschen Ebenen reichenden

Metropolitanverband in späterer Zeit mehr als einmal den deutschen Boden vor Zerreißungsversuchen bewahrt. Alles was in kirchlicher, politischer und wissenschaftlicher Beziehung später in Deutschland erwachsen, ruht auf den von Bonifatius gelegten Fundamenten. Mit Recht hat man deßhalb die Grabstätte des Heiligen in Fulda als das größte National-Heiligthum des deutschen Volkes bezeichnet. Es ist die Stätte des ersten großen Deutschen, welcher eine große nationale That vollbrachte, den deutschen Geist mit dem katholischen Geiste vermählte und der Bildung und Gesinnung einen unter allen Stürmen und Kämpfen gesicherten Boden schuf.

Aber, dürfen wir fragen, hätte die Mission des großen Apostels wohl solch' segensreiche Folgen gehabt, wenn nicht auf ihn ein großer Herrscher gefolgt wäre, der, in demselben Geiste weiter wirkend, Alles befruchtete, was jener ausgesäet, Alles festigte, was jener geschaffen: das Werk vollendete, welches jener begonnen hatte?

Dieser Herrscher war Karl der Große. Bonifatius ist der Vorläufer Karl's des Großen, der durch Bekehrung der Sachsen dessen Werk in Deutschland fortsetzte und die romanischen Stämme Frankreichs im religiössittlichen und geistigen Leben den deutschen Stämmen ebenbürtig zu machen suchte.

Schon vor Karl war das Frankenreich ein Stützpunkt für alle Interessen der abendländischen Christenheit geworden, er aber erhob es zum politischen und geistigen Mittelpunkt des ganzen Abendlandes, brachte die fränkisch-deutschen Völkerschaften zum rechten Bewußtsein ihres weltgeschichtlichen Berufes und erfüllte sie mit der Ueberzeugung, daß die Herrschaft der Welt, welche den Händen der römischen Imperatoren entsunken war, ihnen zum Erbtheil bestimmt sei.

Ein großes Gefühl hob seitdem die Brust der siegenden fränkischen Nation. Otfried aus Weißenburg bei Speier rühmt von seinem Volke, es habe gleiche Heldenkühnheit wie die Römer, die Griechen seien ihm nicht gewachsen gewesen und aus anderem Stamme als dem eigenen fränkischen würde es nie einen Herrscher dulden. Das Gesetzbuch des Volkes beginnt mit den Worten:

Der hehre Stamm der Franken, gepflanzt von Gottes Hand,
In Waffen ohne Wanken und stark durch Friedensband,
An Rathe nie versagend, durch edles reines Blut,
Durch Bau und Blüte ragend, durch frischen festen Muth.

Karl sollte dieses Volk zu neuem Wachsthum, zur höchsten Blüte führen.

Die Eine große Idee, die seinen Geist erfüllte und deren Verwirklichung er als die Aufgabe seines Lebens ansah, war die Vereinigung sämmtlicher Germanen unter seiner Herrschaft, die Einheit aller kirchlichen nnd staatlichen Einrichtungen und die geistige Heranbildung des Reichs, die Entwicklung einer christlichen und zugleich wahrhaft volksthümlichen Cultur.

Wenn es schon bei den Römern fester Staatsgrundsatz war, daß der väterlichen Religion, „die den Staat und alles bürgerliche Leben zusammenhalte, Alles, auch was im Glanze der höchsten Majestät erscheine, untergeordnet werden müsse“, und daß die menschliche Macht am Besten gefestigt sei, wenn sie der göttlichen Macht treu und standhaft diene; wenn überhaupt schon bei allen heidnischen Völkern der gesammten staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung eine religiöse Idee zu Grunde lag: so sollte, nach der Auffassung Karl's, vor allem der *christliche Staat* die ihn stützende und tragende religiöse Idee ver-

wirklichen, das Evangelium zum Gesetzbuch der Nationen erheben, der Kirche als äußeres schützendes Gefäß dienen und den Boden sichern, in welchen sie fort und fort den Samen der geoffenbarten ewigen Wahrheiten ausstreut.

In diesem Geiste erfaßte Karl die Pflichten eines christlichen Herrschers und nannte sich als König und Kaiser „Beschützer und demüthigen Helfer der Kirche und des heil. Stuhls." Dabei blieb er zugleich ein eigentlich volksthümlicher König, der Vertreter jenes deutschen Königthums, dessen rechter Charakter nirgends schöner und ehrfurchtsvoller aufgefaßt und dargelegt worden, als in der altsächsischen Evangelienharmonie, dem ältesten christlich-germanischen Heldengedicht, dem sogenannten Heliand. In diesem wunderbaren Gedicht erscheint der deutsche König als der Inbegriff aller Größe und aller Liebe des Volkes, als kühn und kräftig, reich, mächtig und milde. Im König vereinigt sich alle Treue des Einzelnen gegen die Stammesgenossen und alle Freuden und Leiden, Kämpfe und Siege des Volkes spiegeln sich wieder in ihm, dem höchsten Geschlechts- und Kriegsherrn und Landeshirten, der als ein herrliches Vorbild der gesammten Volkskraft glänzt.

Nachdem Karl in seinen glücklichen Kriegen gegen die Sachsen, Longobarden und Bayern, gegen die Saracenen und Avaren sein Reich von den Pyrenäen bis zu den Karpathen und in den nördlichen Gegenden an der Oder und Weichsel, von der Mündung der Elbe bis zu den Apenninen ausgedehnt hatte, übte er schon als König der Franken vor dem Jahre 800 eine wahrhaft kaiserliche Macht im Abendlande aus. Die romanisch-germanischen Nationen hatte er fast alle unter seinem Scepter vereinigt

und zum Siege gegen die Feinde geführt, alle Sitze der früheren abendländischen Imperatoren in Italien, Gallien und Germanien waren in seiner Gewalt, die christlichen Könige in Spanien, Irland und Schottland nannten sich seine Hörigen, seine Dienstmannen, kurz er stand an der Spitze fast aller christlichen Fürsten des ehemaligen weströmischen Reichs. Zudem war er Schirmvogt der Kirche geworden und römischer Patricius und schützte den Papst, der nach den Regierungsjahren „Königs Karl" seine Bullen zu datiren begann.

Nun hatte aber schon Papst Gelasius in den ersten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts in seinem berühmten Brief an den Kaiser Anastasius sich dahin ausgesprochen, daß in der christlichen Welt nur zwei oberste Gewalten, die priesterliche und die kaiserliche, vorhanden, durch welche beide die Welt regiert werde; er hatte damit nur die allgemein herrschenden Ideen ausgesprochen, welche durch das Christenthum eine religiöse Weihe erhalten hatten. Auch in den romanischen und germanischen Staaten sah man vor und nach dem Sturze Altroms das römische Imperatorenreich als das höchste Vorbild eines staatlichen Organismus, als eine von Gott gewollte Einrichtung an; der heil. Avitus von Vienne glaubte schon den Königsstamm der Merowinger dazu ausersehen, der verwaisten Welt aus seinem Schooße einen neuen römischen Imperator zu geben. Denn war auch Rom als „weltumfassende" Kaiserstadt gefallen, so ruhte doch der Zauber alter Größe und alten Ruhmes immer noch auf seinen riesigen Trümmern, und die christlich gewordenen Völker fühlten sich unwillkürlich damals, wie in den späteren Zeiten, nach der Stadt der sieben Hügel hingezogen, die vor allen anderen

deßhalb als die herrlichſte geprieſen wurde, weil man dort die Ueberreſte des ungeheuren alten Reiches huldigend vor dem Kreuze liegen ſah. Bereits im fünften Jahrhundert wurde das Pilgerlied geſungen:

Roma, du prangende
Herrin und Zier der Welt,
Welche der Städte wäre,
Hohe, dir gleich geſtellt!

Roſen der Märtyrer
Schmücken dich, blutgeweiht,
Jungfrau'n mit Lilienſchnee
Weben dein Strahlenkleid.

Mutter und Königin,
Heil dir und Segenpreis
Durch der Jahrhunderte
Rollenden Zeitenkreis.

Von Rom hatten die deutſchen Glaubensboten ihre Miſſion erhalten, die deutſchen Biſchöfe ſtanden nach dem Vorgange des heil. Bonifatius mit dem päpſtlichen Stuhle in ununterbrochener inniger Verbindung, und die Deutſchen blieben dankbar für ihr edelſtes Gut, welches ſie von Rom empfangen hatten, für den kindlich treuen Glauben, der, wie ein Chroniſt des zehnten Jahrhunderts ſich ausdrückt, „frei von allem Uebel weil frei vom Zweifel" war. Darum zog ſie eine tiefe Sehnſucht nach Rom, dem Mittelpunkt des Chriſtenthums, dem Sitze des Schlüſſelhalters, der gnadenreichen Grabſtätte der Apoſtelfürſten und unzähliger Märtyrer und heil. Bekenner. Wallfahrten nach Rom waren auch bei den deutſchen Fürſten nicht ſelten, und Karl der Große ging mehrmals dorthin, um an den heil. Stätten ſeine Andacht zu verrichten, noch bevor er dort

die Kaiserkrone erhielt und das Kreuz auf seine Krone setzte.

Die im Abendlande herrschenden und an Rom sich anknüpfenden Ideen von einem Universalreich, dessen Oberhaupt auch zugleich der Schirmherr der Kirche sein und neben dem Papste die Welt regieren sollte, fanden im achten Jahrhundert den treuesten Ausdruck durch Alchwin, den einflußreichsten Freund König Karl's. Alle Gewalt, sagte Alchwin, hat ihren Ausgangspunkt von Gott und geht von ihm in zwei Strahlen auf seine zwei obersten Lehensträger, den Papst und den Kaiser, aus. Während an Gottes Statt der Bischof von Rom als Nachfolger Petri die höchste geistliche Gewalt besitzt, die von ihm in bestimmten Kreisen in die Weihen und Aemter der christlichen Kirche ausströmt, hat Gott die höchste weltliche Gewalt dem römischen Kaiser übertragen und diese Uebertragung wird durch die Hand und Weihe des Papstes vor den Menschen bestätigt. Der Kaiser seinerseits ist die Quelle aller Gewalt, welche die ihm untergeordneten Könige, Herzoge, Grafen und andere Dienstmannen ausüben. Diese Alchwin'sche Auffassung ist dieselbe, welche man später als die Lehre von den zwei Schwertern, denen die Weltherrschaft übertragen sei, bezeichnete und auf der sich im ganzen Mittelalter das öffentliche Recht des germanisch-romanischen Europas aufbaute.

Sie fand ihre erste Verwirklichung in der Kaiserkrönung Karl's durch Papst Leo III. am Weihnachtstage des Jahres 800 in Rom, dem denkwürdigsten Tag für ein ganzes Jahrtausend der Weltgeschichte.

Bis auf Karl galten die Kaiser von Ost-Rom, die byzantinischen Kaiser, als die Träger der höchsten welt-

lichen Gewalt, und hatten, wie wir schon früher erwähnten, ihren Ansprüchen auf die Länder des ehemaligen Westreichs niemals entsagt. Jedoch in Constantinopel hatte damals ein Weib, die Kaiserin Irene, auf die verruchteste Weise durch Empörung gegen ihren eigenen Sohn und dessen Blendung das kaiserliche Diadem an sich gerissen, und da nach allen Ueberlieferungen der Vorzeit kein Weib den kaiserlichen Namen tragen durfte: so war das Kaiserthum thatsächlich erloschen. Durch Papst Leo wurde es dem Frankenkönig Karl übergeben, wurde von den Griechen auf die Franken übertragen und erhielt durch die Salbung des Papstes einen vorwiegend religiösen Charakter; es wurde zum heil. römischen Reich, zum christlichen Universalreich.

„Heil und Segen dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer Karolus Augustus" rief das Volk, als Leo diesem eine goldene Krone auf's Haupt setzte, und der Papst selbst warf sich dem von ihm gekrönten Kaiser zu Füßen und huldigte ihm, wie Karl seinerseits dem Papst den Eid der Hulde schwur.

Mit dieser gegenseitigen Huldigung legten das geistliche und das weltliche Oberhaupt der Christenheit ihre gegenseitige Anerkennung an den Tag, bekundeten dadurch die innige Vereinigung, welche zwischen dem höchsten Priesterthum und dem Kaiserthum, dem geistlichen und dem politischen Weltreich, obwalten sollte.

Wenn auch nach wie vor alle weltlichen Fürsten, alle Könige der Erde verpflichtet blieben die Kirche zu vertheidigen, so ragte doch der „Kaiser" in der Ehre dieser Vertheidigung über alle anderen hervor; er sollte als erstgeborener Sohn der Kirche seinen jüngeren Brüdern, den

übrigen Fürsten, ein Vorbild in der Ehrerbietung sein, welche der Mutter gebühre. Freilich ließ sich theoretisch die Grenzscheide zwischen den beiden höchsten Gewalten nicht überall feststellen, und beide Gewalten haben sich sehr oft Uebergriffe zu Schulden kommen lassen, die Streitigkeiten zwischen dem Priester- und dem Kaiserthum durchziehen Jahrhunderte lang das Mittelalter; aber sind die Völker, hat man schon oft gefragt, seitdem der große Dualismus des Mittelalters aufgehört hat, besser bestellt? Haben die drei letzten Jahrhunderte mit ihren Religions- und Revolutionskriegen Vorzüge vor den früheren voraus?

Nach der christlichen Auffassung, wie sie sich im Mittelalter am deutlichsten ausgeprägt hat, ist die Stellvertretung Gottes auf Erden der Kirche und dem Staate anvertraut; in dieser Stellvertretung besteht ihre Einheit und die Gemeinsamkeit ihrer Aufgabe, ein Zusammenwirken der beiden Gewalten, welche man sich unter dem Bilde der beiden Schwerter vorstellte. In den neuen Jahrhunderten dagegen hat sich die Einheit der Stellvertretung Gottes, die Ehe zwischen Staat und Kirche, immer mehr gelöst, und wir stehen gegenwärtig im letzten Stadium des Trennungsprozesses. Aber hoffentlich ist diese Trennung nicht bloß „Gericht und Strafe", sondern wird von Gott nur zeitweilig zugelassen, damit das Christenthum, alles staatlichen Einflusses ledig, mehr noch wie früher ein frei gewollter Besitz des Einzelnen werde, und wir durch eine neue Entwickelung zu einer neuen Gestaltung jener Einheit gelangen.

Unter Kaiser Karl fanden keine Streitigkeiten statt zwischen der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt, denn Karl wollte sich nicht nach byzantinischer Weise zum Herrn des Glaubens und der Gewissen aufwerfen; er sah

die Kirche als eine wirkliche Macht an, deren unabhängige Stellung für die Wohlfahrt der Völker ebenso nothwendig sei, wie die des Staates. Wie er schon vor seiner Kaiserkrönung in einem Reichsgesetz vom Jahre 789 ausgesprochen hatte, daß Friede, Eintracht und Einmüthigkeit unter dem ganzen Christenvolke, unter Bischöfen, Aebten, Grafen und Richtern, unter allen und überall herrschen solle, weil Gott nichts gefalle ohne Frieden, so strebte er, seitdem er Kaiser geworden, mit verdoppelter Kraft nach diesem Ziele.

Allerdings regelte Karl kirchliche Dinge, jedoch nur als Vertreter der Rechte der Kirche; allerdings wurden die kirchliche Synode und der politische Reichstag gleichzeitig mit einander abgehalten und der Kaiser schickte die Beschlüsse von beiden als Reichsgesetze unter das Volk, er unterstützte die Disciplinarbeschlüsse der Bischöfe, allein er griff niemals ins kirchliche Heiligthum ein. Als einmal auf einem Reichstag ein Beschluß gefaßt worden in einer Sache, welche vor das kirchliche Forum gehörte, und er vernahm, daß über dieselbe bereits ein päpstlicher Ausspruch vorhanden sei, stand er „sofort zurück", und überließ der geordneten Gewalt der Bischöfe den Vollzug der kirchlichen Entscheidung.

Und wie reich und vielseitig entfaltete sich das kirchliche Leben in seiner Zeit! Wie oft kamen „trotz aller Schwierigkeiten des Reisens" auch die entferntesten Bischöfe zur Berathung zusammen, wie zahlreich waren damals die kirchlichen Synoden! In Aachen allein wurden während Karl's Regierung deren sieben gehalten, unter welchen die vom Jahre 789 den eigentlichen Grundstein legte für eine wahre deutsche Reformation von Kirche und Staat. Es war jene berühmte Synode, auf der das ganze geistliche

und wissenschaftliche Leben des Welt- und Ordensklerus geregelt, die Bischöfe ohne bestimmten Sprengel abgeschafft, regelmäßige Provinzialsynoden angeordnet wurden und die Einrichtung von Schulen in allen Klöstern und an allen bischöflichen Kirchen befohlen ward.

Wie Karl durch Errichtung von zahlreichen Bisthümern, Klöstern und Schulen für die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums wirkte, und die großartige Idee verfolgte an den äußersten Grenzen seines Reiches Metropolen zu gründen, welche die Lehre vom Kreuz in Länder hinaustragen sollten, die sein kaiserlicher Arm nicht erreichte; wie er die Einheit des Glaubens zu wahren suchte, und unablässig den Geistlichen und Laien die Sittengesetze des Christenthums einprägte: so war er nicht minder in der Sorge für christliche Mildthätigkeit gegen die Armen und Bedrängten ein Muster für alle künftigen Herrscher.

Wir kennen seine zahlreichen Gesetze, worin, er, obgleich fast in jedem Jahre als Kriegsherr im Felde thätig, für die Reisenden und Pilger, für die Armen, Wittwen und Waisen sorgte, sie vor dem Drucke der Reichen und Mächtigen schützte und die christliche Liebe für sie in Anspruch nahm. Die ganze Wohlthätigkeitspflege lag in den Händen der Kirche, die unter kaiserlicher Mitwirkung und Obhut, insbesondere bei den Stiften und Klöstern, Hospitien und Armenhäuser anlegte, Waisenmädchen bei ehrbaren Frauen unterbrachte, hülflose Armen den Klöstern und in Zeiten besonderer Noth auch den großen Grundbesitzern zur Ernährung zutheilte. Karl setzte einen Ruhm darin, sich als den „ersten Pfleger der Armen“ zu bezeichnen, und unterstützte sie nicht bloß in seinem Reiche, sondern pflegte auch, sagt sein Biograph Einhard, weit über das Meer nach

Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem und Alexandrien und Karthago Geld zu schicken, wenn er hörte, daß Christen daselbst in Dürftigkeit lebten. Noch in seinem Testamente setzte er die Gotteshäuser und Armen zu Erben aller Schätze ein, welche er in einer langen glorreichen Regierung in seinem Palaste gesammelt hatte.

Als seine „edelsten Schätze" sah Karl die Heiligthümer und Reliquien an, welche er aus Rom, Constantinopel und Jerusalem herbeischaffte und mit denen er, nach den Worten Karls des Kahlen, in unermeßlicher Menge das von ihm gebaute Münster zu Aachen, die erste große Marienkirche auf deutschem Boden, zierte. Denn der Bau und der Schmuck von Kirchen und Klöstern und die Verherrlichung des Cultus lag dem Kaiser ganz besonders am Herzen. Das Aachener Münster, sagt Einhard, schmückte er mit Gold und Silber, eisernen Gittern und Thüren, ließ die Säulen und den Marmor aus Rom und Ravenna kommen und die heiligen Gefäße aus Gold und Silber anfertigen. Morgens und Abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe besuchte er fleißig die Kirche und sorgte dafür, daß man die gottesdienstlichen Verrichtungen mit aller Würde beging. Darum führte Karl auch den Gregorianischen Kirchengesang ein, errichtete Singschulen in Metz, Fulda und Soissons und verordnete, daß alle Bischöfe und Aebte solche Schulen, worin der unverfälschte Gregorianische Gesang gelehrt würde, anlegen sollten. In seiner Hofkapelle, wie beim feierlichen öffentlichen Gottesdienst, sang er im Chore mit, war in seiner Hofsingschule oft gegenwärtig und stellte mit den Schülern Gesangproben an, um ihre Fertigkeiten kennen zu lernen. Es sind dieß nur kleine Züge, aber diese kleinen Züge gehören zum

großen Bilde des Kaisers, der auch in ihnen als ein christlicher Herrscher groß erscheint.

Als christlicher Herrscher hatte Karl Ehrfurcht vor dem nationalen Recht der ihm unterworfenen Völker.

Fern von aller Centralisirungssucht wollte er nicht das eigenthümliche Leben der einzelnen Stämme unterdrücken, nicht in allen Theilen der Monarchie gleiche Gesetze und Verwaltungsformen einführen, sondern erstrebte immer nur die innere geistige Einheit seines Reiches, die dann durch die nationalen Verschiedenheiten nicht gefährdet werden konnte.

Diese geistige Einheit aber gab die Kirche, die einen Glauben und ein für alle Stämme und Stände gleiches Sittengesetz lehrte und durch dieselben religiösen Ordnungen alle durch Sprache, Sitte und Gesetz von einander verschiedenen Nationen einem großen Organismus einfügte. Die den kirchlichen Vorschriften widersprechenden Gesetze wurden abgeschafft; im Uebrigen sollte jedes Volk die ihm überkommenen Lebensformen beibehalten und ausbilden. Darum blieben die Bayern, Longobarden u. s. w. im Besitz ihrer alten Volksrechte, darum wurden die Rechtsgewohnheiten der alten Sachsen, Thüringer und Friesen aufgezeichnet, alle Keime des eigenthümlichen Lebens der Völker sorgfältig gehütet und gepflegt und besonders alle Elemente des germanischen Wesens der Art gefördert und veredelt, daß man die Sammlung der Reichsgesetze des Kaisers mit vollem Fug als das größte Gesetzbuch der Germanen bezeichnet hat, dem mehrere Jahrhunderte vorher und nachher kein Volk ein gleiches an die Seite setzen konnte. Die Römer, sagt ein neuerer Historiker, haben ihr Zwölftafelgesetz den Quell ihres ganzen Staatslebens genannt, mit

noch größerem Recht könnten die Deutschen, ja alle Nationen Europas dasselbe von Karls Gesetzen sagen.

Die allgemein gültigen Reichsgesetze (Capitularien) wurden zuerst von dem Kaiser mit seinem engeren Staatsrath berathen und dann dem Maifelde, das heißt der jährlichen Versammlung aller geistlichen und weltlichen Großen des Reiches, vorgelegt, die ihre Entscheidungen trafen und dem Kaiser zur Sanction übergaben. Aus dem Maifelde entwickelte sich allmählich ein ständisch gegliederter Reichstag, auf welchem die Bischöfe und Aebte, dann die Grafen und sonstigen Herren in gesonderten Räumen oder auch gemeinsam tagten. Oft fand sich der Herrscher zu vertraulichen Besprechungen bei den Berathenden ein, oder er zeigte sich in leutseligem Gespräch unter dem zahlreich versammelten Volk, unter den Vasallen, welche sich im Gefolge der geistlichen und weltlichen Würdenträger befanden. Die Ergebnisse der Verhandlungen wurden dem Volke verkündet und der Herrscher benutzte die Zusammenkunft der Würdenträger zu eindringlichen Ermahnungen über ihre Verwaltung und erkundigte sich bei den Einzelnen über den Zustand des Landes, die Stimmung des Volkes und die auswärtigen Verhältnisse, bis er schließlich Alle mit einigen herzlichen Worten verabschiedete. „Es zeigt sich in diesem Allem", heißt es bei einem neueren Staatsrechtslehrer, dem wir Vorstehendes entnommen, „eine Mischung von Würde, Gemüth und freier Bewegung, die unsern heutigen ausgeklügelten Verfassungsformen fehlt".

Der Kaiser selbst stand an der Spitze der ganzen bürgerlichen Verwaltung des Staates. In seinem Namen verwalteten die Grafen in der Eigenschaft als Staatsbeamte den Heer- und Gerichtsbann, jedoch unter Controlle der „Sendboten", die im kaiserlichen Auftrag alljährlich

paarweise die Reichsländer bereisen mußten. Die Instruction dieser Sendboten lautete: „Sie sollen mit aller Sorgfalt in den ihnen überwiesenen Provinzen auf die mangelhaften Gesetze achten und dem Kaiser Bericht darüber abstatten, sie sollen sorgfältig erforschen, ob sich Jemand über erlittenes Unrecht zu beschweren habe, und so gewiß sie in der Gnade Gottes zu beharren und dem Kaiser die geschworene Treue zu halten entschlossen sind, einem Jeden, den Kirchen Armen und Wittwen und Waisen, gleichwie dem ganzen Volk den Schutz der Gesetze und volle Gerechtigkeit angedeihen lassen.

Diese wahrhaft christliche Gerechtigkeitspflege zum Besten des hülf- und wehrlosen Theiles der Nation, diese so zarte Sorgfalt für die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums zeigt uns deutlich, wie tief das Christenthum in der Seele des großen Monarchen Wurzel geschlagen hatte, wie weit sein Gesetzbuch alle Gesetzbücher des griechisch-römischen und auch des germanischen Alterthums übertrifft. Denn auch in den früheren germanischen und speciell fränkischen Gesetzen wurde das Recht nicht nach der Würde des Menschen überhaupt, sondern nur nach dem Vortheil gemessen, den er dem Staate in dessen Vertheidigung gegen auswärtige Angriffe oder in der Handhabung der innern Ordnung brachte; der stärkste Mann, der durch Kriegsgefolge und eigenen Waffengebrauch sich selbst am ehesten vertheidigen konnte, genoß den größten Schutz der Gesetze, während der Arme und Schutzbedürftige hülflos blieb.

Wie die ganze bürgerliche Verwaltung von dem Kaiser ausging, so verfügte er auch über alle Streitkräfte des Reichs, bot den Heerbann aller Völkerschaften auf, befehligte ihn in eigener Person oder ernannte die höchsten Befehlshaber

und entschied über Krieg und Frieden, und wie er als oberster Waffenherr das Schwert führte, so sprach er auch Urtheil und Recht als höchster Richter.

Wie groß auch der Einfluß war, den Karl dem geistlichen und dem weltlichen Adel auf den Reichstagen, in der Reichsverwaltung und in den Gerichten einräumte, so erkannte er gleichwohl, daß die „rechte Kraft des Reichs" in dem eigentlichen Volke, das heißt in dem Stande der gemeinfreien Männer ruhe, die er deßhalb in all' ihren Rechten schützte. Er ordnete gesetzlich die Leistungen, welche die Beamten von den freien Männern beanspruchen durften, und setzte seine ganze Autorität gegen das Bestreben der Großen ein, welche die kleinen Grundbesitzer zu verdrängen und sie unter ihre Botmäßigkeit zu bringen trachteten. Dreimal im Jahre mußten in den Grafschaften alle freien Männer zur Verhandlung über alle wichtigen Angelegenheiten der Gemeinden zusammen kommen, und bei den Gerichten erschienen die von den Sendboten aus den Freien gewählten richterlichen Unterbeamten und die sieben Schöffen, welche von nun an regelmäßig als Urtheiler die Gemeinde vertraten. Durch diese regelmäßigen Versammlungen in den Grafschaften, denen sogar kaiserliche Gesetze, welche in persönliche Rechte eingriffen, zur Genehmigung vorgelegt wurden, hat Karl Frische und Lebendigkeit in die engen localen Kreise gebracht, nicht wenig zur Befestigung der Gemeindefreiheit in den germanischen und zur Wiederherstellung derselben in den romanischen Theilen des Reiches beigetragen.

Aber die persönliche Freiheit ließ sich nach deutschem Begriff nur durch persönlichen Besitzstand sichern.

Darum sorgte Karl, wie gesagt, für die Erhaltung des kleinen Grundbesitzes und er bemühte sich zugleich durch Pflege des Ackerbaues und der Gewerbe das wirthschaftliche Gesammtwohl zu stärken. Sein Staat sollte nicht allein eine Rechts- und Sicherheitsanstalt sein, sondern auch den nationalen Wohlstand befördern. Seine Meierhöfe wußte er zu Musterwirthschaften im Ackerbau, in der Obstpflanzung, im Forstwesen und im Weinbau zu erheben; viele der rheinischen Weine, wie der Niersteiner, Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer u. s. w. verdanken seinem berühmten Wirthschaftscapitular (Capitulare de villis) ihre Entstehung und Pflege; er selbst sah auf Alles persönlich, ließ sich die Rechnungen vorlegen, von jedem erlegten Wolf auf seinen Gütern sich Bericht erstatten.

Das „Wirthschaftscapitular" zeigt, auf welch' hoher Stufe damals schon der Ackerbau und die ganze Landwirthschaft stand; es belehrt uns auch, wie der Kaiser die dienenden Menschen behandelt wissen wollte. „Die Dienerschaft auf meinen Landgütern", heißt es, „soll gut gehalten und von Keinem in's Elend gestoßen werden; die Verwalter sollen ihre Untergebenen weder wie Sclaven behandeln, noch irgend welche Geschenke von ihnen annehmen, weder ein Pferd, noch ein Rind, noch ein Schwein, noch ein Schaf, noch auch Hühner oder Eier oder Obst. Ist ein Verwalter säumig oder lässig, soll seine Strafe darin bestehen, daß er weder Wein noch Bier empfängt, bis er zu mir oder zu der Königin kommt und ihm sein Fehler erlassen ist. Wenn die Untergebenen die ihnen vom Verwalter gewordenen Befehle nicht ausführen, sollen sie sich des Genusses der Getränke und der Fleischspeisen enthalten, zu Fuß nach dem Palast kommen. Dort sollen sie dann

ihr Urtheil empfangen, entweder auf dem Rücken oder wie sonst ich oder die Königin es bestimmen werden. Jeder Verwalter soll häufig das Gesindel zusammenrufen und über Wünsche und Bedürfnisse befragen, und Allen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Klagen des Gesindes gegen die Verwalter will der König in eigener Person untersuchen und darüber Recht sprechen."

„Alles war weise beim großen Karl", sagte ein Papst des dreizehnten Jahrhunderts, „viel größer noch als im Kriege war er im Frieden in der ganzen Leitung seines Staats": in seiner Thätigkeit als Gesetzgeber, wie wir sahen, und als Staatsverwalter.

Kein mittelalterlicher Fürst hat die Staatswirthschaft mit so tiefem Blicke erfaßt wie Karl, keiner dafür so umfassend und so segensreich für die Zukunft gewirkt.

Die von ihm eröffneten Heerstraßen des friedlichen Verkehrs sind auch unter den Stürmen der folgenden Jahrhunderte nicht zu Grunde gegangen, wir wandeln noch heute auf denselben; der von ihm den Gewerben und der Industrie gegebene Impuls hat in allen Zeiten nachgewirkt, und der germanische Großhandel ist von Karl dem Großen angebahnt worden. Alle aus der römischen Zeit vorhandenen Handwerke und Fabriken pflegte er mit Sorgfalt und mehrte den Schatz durch neue Einrichtungen, und ging in all' diesen Bemühungen mit den Klöstern und den Bischöfen Hand in Hand.

Auf jedem ansehnlichen kaiserlichen Kammergut finden wir Eisenschmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Wagner, Zimmerleute, Seifensieder, Brauer u. s. w. Wir hören in seinen Wirthschaftsverordnungen von Bergknappen, welche in Rheinfranken, Allemannien und Thüringen Eisen-

und Bleigruben bearbeiteten, von Gerbereien, von Handwerkern, welche sich mit der Veredlung gewobener Stoffe beschäftigten u. s. w. Weil die Kammergüter in allen Provinzen in großer Anzahl vorhanden waren, so mußten diese Wirthschaftsverordnungen, über deren genauen Vollzug der Kaiser mit Strenge wachte, in kurzer Zeit das ganze Reich mit einem großen Netz von Gewerben durchziehen.

Karl ließ Saalbücher anfertigen, seine eigenen Kammergüter, wie die Lehen der Kirchen, der Bischöfe, Aebte und Grafen, und auch die Alloden verzeichnen, um eine genaue Statistik des gesammten Reiches zu erhalten, wie sie im elften Jahrhundert Wilhelm der Eroberer von England in seinem Domesdaybuch erhielt.

Eine gleiche Sorgfalt wie den Handwerken und Gewerben wandte der Kaiser dem Handel zu, zeichnete durch die Handelsstraßen, welche Mittelmeer und Nordsee verbanden, von der Mündung der Elbe nach der Donau führten, und sich nach der einen Seite zum schwarzen, nach der andern zu dem adriatischen Meere verzweigten, die Linien des Verkehrs mit dem Auslande für das spätere Mittelalter vor.

Von den 72 größeren oder kleineren Städten, welche wir unter Karl auf deutschem Boden vorfinden, und die den Vertheidigungsanstalten gegen auswärtige Feinde, dem Kloster, dem Bisthum, der Erweiterung der Kammergüter oder dem Handel ihren Ursprung verdankten, reichen nur 20 über Karl hinauf, alle übrigen kommen erst unter ihm zum Vorschein. Man hat daraus mit Recht auf ein durchdachtes System des Kaisers, Gewerbe und Handel zu heben, und einen dritten Stand, den Bürgerstand zu schaffen, schließen zu können geglaubt.

Durch seine großen Bauwerke rief Karl das Gewerbe der Steinmetzen auf deutschem Boden in's Leben; er ließ nach dem Bericht des Mönchs von St. Gallen zur Errichtung seiner Paläste Baumeister und Werkleute aus allen Ländern diesseit des Meeres kommen; eine glaubwürdige Nachricht weist darauf hin, daß in Aachen eine Art von kaiserlicher Bauhütte entstand. Einhard erwähnt unter den kaiserlichen Prachtbauten den Palast von Ingelheim an erster Stelle, der Aquitanier Nigellus spricht von hundert Säulen, die den Palast umgaben, von zahllosen Gemächern, von kunstreicher Hand gemalt, „auch Kapellen sind dort mit edlen Metallen geziert, eherne Pfosten mit vergoldeten Thüren". Die vielen Künstler, die der Kaiser als Werkleute auf seine Pfalzen aus fernen Ländern berief, spornten die einheimische Kunstthätigkeit: in den deutschen Klöstern und Stiften begegnen uns seitdem Maler, Bildhauer und Erzgießer, unter welchen wir als den gefeiertesten den St. Galler Mönch Tancho erwähnen, der den Dom von Aachen mit großen Glocken versah.

Denn auch Kunst und Wissenschaft leitete Karl auf germanisches Gebiet herüber und förderte sie in einem Grade, daß nicht allein sein Volk durch gelehrte Bildung, sondern sogar die gelehrte Bildung durch sein Volk gehoben wurde. Als er zur Regierung kam, stand das Frankenreich an Bildung weit hinter seinen Nachbaren zurück, als er starb, hatte es die höchste Stufe von allen erreicht.

Bei einem längeren Aufenthalte in Italien war Karl von den Kunstwerken der Vorzeit, auch wo sie sich ihm nur in Ruinen darstellten, mächtig ergriffen worden, hatte sich von der unverkennbaren Ueberlegenheit, welche den Italienern ihre höhere geistige Bildung verlieh, überzeugt

und faßte nun den Entschluß seine Franken gleicher Bildung theilhaftig zu machen. Im Jahre 782 erließ er sein berühmtes Rundschreiben, worin er sagt: „Wir wollen mit wachsamem Eifer wieder herstellen, was durch die Nachlässigkeit unserer Vorfahren beinahe zu Grunde gegangen; wir wollen den Wissenschaften eine neue Stätte bereiten, und muntern durch unser Beispiel, wen wir können, zur fleißigen Erlernung der freien Künste auf." Er selbst schuf seinem Volke die Bildung, ging mit dem Beispiel des Eifers und Lernens allen voran und förderte das Wachsthum der edelsten Geister, gleichviel ob sie seinem eigenen Volke oder fremden Nationen angehörten. Wie im Zeitalter der Renaissance Academien entstanden, z. B. die platonische von Florenz, so errichtete auch Karl eine Academie zu Aachen, in der man mit gleicher Freiheit und Empfänglichkeit des Geistes wie in Florenz sich der Größe der alten Literatur und der schönen Form erfreute, aber durch die schöne Form sich nur erziehen und bilden, nicht unterjochen ließ; in der man die Literatur nicht als einen bloßen Gegenstand des Luxus betrachtete und aus bloßem Vergnügen betrieb, sondern mit „heiligem Ernst" und wie uns besonders Karl's Briefwechsel mit Alchwin zeigt, mit Rücksicht auf die praktischen Anforderungen der Zeit. Die kaiserliche Academie war keine bloße Hofschule, sondern auch eine Hochschule, an der Alchwin und Andere vor den Geistlichen und den Söhnen des Adels, die aus allen Theilen des Reichs nach Aachen strömten, häufig Vorträge hielten, und zugleich glich diese Academie, wie man richtig bemerkt hat, einem modernen Ministerium der geistlichen Angelegenheiten.

Während in Florenz und überhaupt im Zeitalter der Renaissance die Beschäftigung mit der Antike das christliche

Leben und das heimathliche Wesen beeinträchtigte, diente in der von Karl begründeten Culturperiode dieselbe Beschäftigung zur Förderung von beiden und bewirkte eine schnellere und schönere Entwicklung der Völker auf christlich-germanischer Grundlage. Die religiöse Glaubenskraft, welche den Kaiser durchdrang und sein ganzes Zeitalter erfüllte, war die Seele jeder anderen schöpferischen Kraft, die Seele wie des politischen so auch des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, die auch das Profane und Heidnische sich dienstbar machte, Alles zur Verherrlichung des Einen und Höchsten verwandte. Alchwin deutet uns Richtung und Zweck der damaligen Studien des classischen Alterthums mit den Worten an: er hoffe „es würde im Frankenreich ein neues Athen erstehen, welches vor dem alten um so größere Vorzüge haben würde, je höher die Weisheit Christi über die eines Plato zu setzen sei"; Rhabanus Maurus sagt an einer merkwürdigen Stelle: „Es wird Grammatik gelehrt, um die lateinische Sprache als Kirchensprache fertig reden und schreiben zu lernen, um dadurch den Sinn des göttlichen Wortes richtig zu fassen. Die Prosodie lernt man wegen der verschiedenen Versarten in den Psalmen, die Dialectik wegen der Polemik mit den Irrlehrern, die Arithmetik wegen der in den Zahlen enthaltenen Geheimnisse und ebenso wie die Geometrie zum Verständniß der in der heil. Schrift vorkommenden Angaben, die Astronomie wegen der Kirchenzeitrechnung und die Musik wegen des Anstandes und der Würde, die sie dem Gottesdienst verleiht."

Karl nahm alle bildenden geistigen Elemente des Alterthums auf, ließ mit Werken der antiken und der italienischen Kunst seine Paläste und den Dom zu Aachen schmücken und

erfreute sich an ihrer Schönheit, ließ sich noch im reifen Mannesalter in der griechischen Grammatik, in der Rhetorik, Dialectik, Arithmetik und Astronomie, in der Poesie und Literatur des alten Rom unterrichten, aber in seinem Wesen und Thun blieb er ein Deutscher durch und durch. Wir wissen mit welcher Liebe er seiner Muttersprache und dem heimischen Gesange anhing. In seinem Auftrag wurden die altdeutschen Heldenlieder, worin das urkräftige Leben des Volkes sich aussprach, gesammelt und niedergeschrieben; wie viel auch davon verloren gegangen, so wurden diese Sammlungen für spätere Jahrhunderte doch die erste Grundlage, worauf sich das deutsche Nationalepos erbaute. Um seine Muttersprache zu veredeln und zur Schriftsprache auszubilden, machte er die fränkischen Mundarten am Main und Mittelrhein zur Hofsprache, versuchte sich sogar an der Abfassung einer Grammatik und scheint auch die Ausarbeitung eines deutschen Volkskalenders beabsichtigt zu haben, wie denn die von ihm eingeführten deutschen Monatsnamen noch heute vielfach im Gebrauche sind. Den Geistlichen befahl er deutsch zu predigen und das Volk in deutscher Sprache zu unterrichten, und es liegen aus seiner Zeit schon manche deutsche Sprachdenkmale, nämlich Glaubens-, Abschwörungs-, Beicht- und Betformeln und Katechismusstücke vor. Daß die Volksrechte und Reichsgesetze lateinisch abgefaßt wurden, erklärt sich aus der Natur seines vielsprachigen Reiches.

Welch' eine Zahl von gelehrten und feingebildeten Freunden waren am Hofe und in den regelmäßigen Sitzungen der Academie um den Kaiser versammelt! Da finden wir den Grammatiker Peter von Pisa, den Ostgothen Theodulf, als Satyriker gefürchtet, den Longobarden Paulus Diakonus,

der uns den reichen Sagenschatz seines Volkes erhalten, den redegewandten Rikulf, den liebenswürdigen Epiker Angilbert u. s. w. und, Alle überragend und von Allen mit Ehrfurcht betrachtet, den Lehrer des Kaisers und seiner Kinder, den großen Polyhistor Alchwin, den eigentlichen Vater aller Wissenschaft und Kunst am fränkischen Hofe. Auch müssen wir besonders noch den jüngsten im Kreise erwähnen, der seine ganze Erziehung dem Hofe verdankte und dem Herzen des Kaisers am nächsten stand, Einhard, den Minister der öffentlichen Arbeiten, der über den Bauwerken der Kirchen und Paläste waltete und zugleich die Geschichte seines Herrn und dessen Regierung beschrieb. Während nämlich die Gelehrten am Hofe sich vorzugsweise dem Studium der Theologie und Philosophie und der alten Literatur zuwandten, richtete Karl seine Aufmerksamkeit auch auf die Geschichte seiner Zeit, auf die Aufzeichnung der Reichsgesetze und Reichstagsbeschlüsse, und auf die Abfassung offizieller Reichsannalen, wobei er sich besonders der Hülfe Einhard's bediente, der uns letztere in edler Einfachheit und Parteilosigkeit überliefert hat. Einhard verfaßte bekanntlich auch nach Karl's Tode eine Biographie seines kaiserlichen Freundes, die uns ein scharf gezeichnetes Bild von dessen großartiger Gestalt aufrollt und in kunstvoller Anordnung und Behandlung des Stoffes und in Reinheit der Sprache in allen späteren Jahrhunderten kaum übertroffen wurde. Das Werk ist ein Denkmal der Pietät, welches uns den besten Maßstab gibt für die geistige Höhe, auf die Karl sein Zeitalter erhob.

Die Aachener Academie war der eigentliche Mittelpunkt der Nationalbildung, die „belebende Sonne", die ihre Strahlen über alle Länder des Reiches verbreitete. In

allen Provinzen rief der Kaiser höhere Unterrichtsanstalten in's Leben, geleitet in demselben Geiste, der in Aachen vorwaltete. „Wir sammt unsern Getreuen", heißt es in einem Rundschreiben Karl's an alle Bischöfe und Aebte des Reichs, „haben es für nützlich erachtet, daß die unserer Regierung anvertrauten Bischofssitze und Klöster außer einem der Ordensregel entsprechenden Lebenswandel und der Uebung der heil. Religion ihren Fleiß auch auf die Beschäftigung mit den Wissenschaften und die Unterweisung derjenigen richten, die vermöge der Gnade Gottes lernen können, nach der Fähigkeit eines Jeden. Wir ermahnen Euch, nicht allein Eure wissenschaftliche Bildung nicht zu vernachlässigen, sondern auch das Ziel Eures Lernens darauf zu richten, daß Ihr leichter und richtiger in die Geheimnisse der göttlichen Schriften eindringen könnt. Es sollen aber zu diesem Zweck solche Männer gewählt werden, welche den Willen und die Fähigkeit zu lernen und zugleich den Trieb haben, Andere zu unterrichten."

Um die Geistlichen, welche er als die eigentlichen Lehrer seines Volkes betrachtete, zu eifriger wissenschaftlicher Beschäftigung anzuspornen, ließ er ihnen zur schriftlichen Beantwortung allerlei wissenschaftliche Fragen vorlegen, wobei auch die höchsten kirchlichen Würdenträger nicht ausgenommen wurden; es sind uns von diesen noch einige Beantwortungen solcher Fragen überkommen. Wie Karl selbst die Schönschreibkunst mit besonderer Vorliebe betrieb und für kalligraphische Prachtwerke sorgte, deren Schrift und Bilder wir noch heute bewundern, so ermunterte er auch die Klöster und wissenschaftlichen Anstalten zu gleichen Bemühungen, denen wir nun so viele treffliche Handschriften der Bibel, der Kirchenväter und der alten Klassiker ver-

danken. Wo es sich um Förderung der Wissenschaften handelte, war dem Kaiser kein persönliches Opfer zu schwer. Er trennte sich sogar von seinem langjährigen Freunde, Rathgeber und Unterrichtsminister Alchwin, damit derselbe der großen Schule bei dem Stift des heiligen Martinus von Tours vorstehe und dahin wirke, daß Frankreich in geistiger Beziehung den deutschen Reichstheilen ebenbürtig werde. Tours wurde in der That für Frankreich, was St. Gallen im südlichen, Fulda im mittleren Deutschland war, später Corvey im nördlichen Deutschland wurde, nämlich eine Hauptbildungsstätte für alle Cultur, eine Anstalt von mannigfaltigster praktischer Wirksamkeit.

Jedoch nicht bloß gelehrte Anstalten erfreuten sich der unermüdlichen Sorge des Kaisers, sondern es lag ihm geistige Hebung des Volkes in seiner Gesamtheit am Herzen, er verfolgte die Idee einer allgemeinen Volksbildung. Er gebot deßhalb den Bischöfen und Aebten überall die Errichtung von Schulen, worin junge Cleriker zu Volkslehrern herangebildet werden, und zugleich die Kinder der Vornehmen, wie der Armen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen empfangen sollten. Die Laien wurden strenge angehalten, ihre Kinder in diese Schulen zu schicken. Auf mehreren Synoden wurden die kaiserlichen Verordnungen wiederholt eingeschärft. Karl's Freund, der schon erwähnte Theodulf, ging, als er Bischof von Orleans geworden, den übrigen Bischöfen mit der Vorschrift voran, daß in jedem Dorfe seiner Diöcese eine Schule zu eröffnen und der Unterricht für Arm und Reich unentgeltlich zu ertheilen sei. „Mit größter Liebe", heißt es in mehreren Concilienbeschlüssen, „sollen die Priester das Volk unterrichten, unentgeltlich, wie sie selbst alles unent-

geltlich empfangen haben." Insbesondere blühten an den bischöflichen Kirchen und in den Klöstern die Elementarschulen schnell empor; in den Händen der Geistlichkeit lag die ganze Bildung des Volks. Und die fränkische Geistlichkeit, entwickelt Wilhelm Giesebrecht, kam treu der hohen und erhabenen Aufgabe nach, die ihr zugewiesen wurde. Nicht nur, daß sie das geistige Element in den höchsten Kreisen des Staatslebens vertrat, mit ihrem Ansehen den Hof und den Adel beherrschte, in alle Verhältnisse des Staates eingriff, und alle kirchlichen Ordnungen handhabte, sie drang auch in die tiefsten Schichten des Volkslebens hinab, um hier Alles mit den christlichen Lebenselementen und zugleich mit den Anfängen einer höhern Bildung und Gesittung zu erfüllen. In dem Clerus vereinte sich die geistige Kraft des Reichs, von ihm ging die geistige Bewegung desselben aus, ihm war es nächst dem Kaiser am meisten zu danken, daß das neunte Jahrhundert in Kunst und Wissenschaft sich als eine Zeit lebendigsten Aufschwunges darstellt und zugleich als eine Zeit, in der sich das deutsche Wesen zuerst in den höchsten Regionen des geistigen Lebens Bahn brach.

Eine wahrhaft erhebende und zugleich belehrende Erscheinung. Die Kirche war damals nicht nur eine geistliche Macht im Staate, sondern in Wahrheit die geistige Macht, die intellectuelle Potenz des Staatskörpers; auch die weltliche Wissenschaft trug Tonsur und Kutte. Die ganze Kirchengeschichte aber zeigt uns, daß der Clerus nur dann eingreifend und folgenreich auf alle Stände wirkt, wenn er nicht bloß geistlicher, sondern auch geistiger Träger der Zeit ist, wenn er nicht allein die Gewissen und Gemüther, sondern durch Wissenschaft auch die Geister beeinflußt.

Blicken wir zurück.

Glaubenskraft, Kriegsmuth und Seelengröße bezeichneten wir im Eingang als die drei Eigenschaften, durch welche Karl alle Herrscher seiner Zeit überragte. Diese Eigenschaften prägten sich in Allem aus, was er wollte und schuf, ließen ihn die „Dinge der Welt“ in ihrem richtigen Lichte, ihrem rechten Zweck und ihrer rechten Verwendung erblicken und gaben ihm eine unwiderstehliche Gewalt in der Ausführung seiner Plane, in der Erreichung seiner Ziele. Wenn je Einer, so war er „ein persönlicher Herrscher“. In der Gründung und Bildung seines Staates, in der Gesetzgebung, in der Staatsverwaltung und Staatswirthschaft und in der ganzen geistigen Bewegung der Zeit, in Allem war er persönlich die belebende Seele, die treibende Macht, der Alles diente und dienstbar wurde, auch da, wo er sich selbst geistiger Ueberlegenheit willig unterordnete. Versetzen wir uns im Geiste nach Aachen, dem eigentlichen Sitze der Reichsregierung und betrachten wir ihn, sei es im Staatsrathe, wo er über die Reichsgesetze Rath pflegt, über Krieg und Frieden entscheidet, oder bei den Prachtbauten, wo er den Bauleuten Anweisungen gibt, oder im Chore, wo er die Schulkinder im Singen unterrichtet, oder in der Akademie, wo er sich an den gelehrten Unterredungen betheiligt, oder im Hofgericht, wo er den Vorsitz führt; sei es im eifrigen Verkehr mit den würdigsten Geistlichen, den angesehensten Männern, die aus allen Theilen des Reichs an seinen Hof strömen, mit dem Hofclerus, der die Pflanzschule für die Bischöfe bildete, im fröhlichen Kreise der jungen Adelichen, die sich in ritterlicher Zucht und Hoffitte üben, oder im demüthigen Gebet in der Kirche, im leutseligen Gespräch mit dem armen Mönch, den er zum heiligen

Grabe nach Jerusalem ausschickt, oder im prächtigen Kaisersaal, wo er die fremden Gesandten empfängt, die dem „neuen Völkerhirten“ die Huldigung ihrer Könige darbringen: überall erscheint er in leuchtender Größe, überall selbst schaltend und waltend, und alle Größe und Pracht um ihn erscheint nur als Ausfluß seiner Persönlichkeit, die mit festem Blick und klarem Urtheil das Kleinste wie das Größte erfaßt und regelt, immer die rechten Mittel zu finden und alle Hindernisse zu bewältigen weiß. Und wie er an innerer Thatkraft Alle übertraf, so überragte er auch in seiner äußeren Erscheinung mit seiner würdevollen Gestalt, mit seinen hellleuchtenden feurigen Augen und seiner heiteren Stirn seine ganze Umgebung.

Welten umfasset sein Geist, zum Weltherrn ward er geboren,
Ja, an dem trefflichen Mann hat Gott sich göttlich bewährt.

Karl der Große steht wie ein Riesenbild vor unseren Augen. Kein Herrscher hat seit seinen Tagen nach einem höhern Ruhme gerungen, als dem „großen Franken“ an die Seite gesetzt zu werden. Wie viel auch unter seinen Nachfolgern von seinem Werk zu Grunde ging, so hat doch sein großartiges kirchlich-politisches System auf viele Jahrhunderte hinaus die Geschicke der abendländischen Christenheit bestimmt. „Die Keime des Lebens, die er in den Ackergrund und in die Seelen der Menschen gesenkt hatte, überdauerten“ sagt ein Geschichtschreiber, „die Verwüstungen der nächsten Folgezeit, und mit der Ordnung, welche er den Deutschen gab, beginnt die selbständige Zeit deutscher Geschichte.“

Obgleich sein Reich so viele Länder umspannte, stets blieb er ein Deutscher in Herz und Sinn, „stahlhart und kindesweich, bildungsbedürftig und nachdenklich, von milder

Klarheit des Urtheils und behaglicher Hingabe an die Stunde; er war wohl der größte Fürst von deutschem Blut, den die Geschichte kennt."

Darum hat ihn unser Volk auch nie vergessen können; unverwüstlich hat sich sein Bild dem Gedächtniß aller späteren Zeiten eingeprägt, und Sage und Poesie hat ihn als den „wundersamsten aller Erdgeborenen" wundersam verherrlicht.

Hierbei wollen wir noch einige Augenblicke verweilen.

Der einem jeden Volke innewohnende Drang, sich ein geistiges Bild seines eigenen Wesens zu erzeugen, zeigt sich vor allem schöpferisch wirksam in der Volkssage und Volksdichtung, die uns nicht allein mit treuer starker Naturwahrheit Freud' und Leid und alle Empfindungen des Volksgemüthes schildert, sondern auch die großen Helden feiert, welche der treueste Ausdruck der Eigenthümlichkeiten des Volkes gewesen, welche dessen edelste Eigenschaften in sich ausgeprägt haben und im Gesammtleben des Volkes fortwirken. Unter solchen Helden steht bei uns Karl der Große obenan.

Kaum war der Kaiser im Jahre 814 aus dem Leben geschieden, als sich die Sage seiner großartigen Persönlichkeit bemächtigte. Wir besitzen schon aus dem 9. Jahrhundert in den „Thaten Karl's" von einem Mönch aus St. Gallen einen bedeutenden Schatz von Erzählungen, in denen uns das Bild des Kaisers, wie es in den Seelen der Zeitgenossen lebte und sich unter dem Volke gestaltet hatte, zugleich großartig und anmuthig entgegentritt: ein Bild der schönsten Züge des deutschen Charakters, von Kraft und Maß, von Gerechtigkeit und Milde, von Ernst und froher Laune, von Treue, Hochsinn und Demuth.

In manchen Erzählungen ist der historische Kern schon dichterisch verarbeitet, andere sind förmlich märchenhaft z. B. die Beschreibung des Aachener Palastes, der so gebaut worden, daß Karl durch das Gitterwerk seines Söllers Alles sehen konnte, was im ganzen Umkreise desselben vorging.

Wie Karl in Wahrheit unter den Heiden Germaniens und Slaviens das Kreuz aufgerichtet und Kirchen, Klöster und Schulen an den Orten gegründet hatte, wo ehedem die Sachsen Menschenopfer gebracht, die Friesen ihre Bekehrer erschlagen und die wilden Avaren sich untereinander zerfleischt hatten, so erschien er nun dem Volke in seinem ganzen Thun als großer Glaubensheld. Sage und Dichtung schmückten in diesem Sinne vorzugsweise seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Orient, seine Liebe und Sorgfalt für die heiligen Orte und seinen Kriegszug gegen die Saracenen in Spanien aus. Während der Mönch von St. Gallen nur erzählte, der Kaiser habe sich nach einem Zuge in's Morgenland gesehnt, aber bedauert, daß das Meer, welches dazwischen liege, ihn daran verhindere, wußte die spätere Zeit diese Schwierigkeit leicht zu heben. Sie läßt den großen Kaiser, dem Alles möglich, kühnlich Brücken über die weite Meeresfläche schlagen, die sich zehnmalhundert und noch mehr Meilen in die Länge erstrecken, und darüber ziehen vor dem Kaiser her alle Franken und Sachsen, Bayern, Aquitanier, Waskonier, Pannonier, Avaren, Allemannen, Longobarden, soviel Volkes, daß Niemand die Menge zu fassen vermochte. Karl besiegt die Griechen, wird von Harun al Raschid geehrt und beschenkt, zieht zum Grabe des Erlösers, ziert die heiligen Stätten mit Gold und edelen Steinen und richtet dort ein goldnes

Banner von wunderbarer Größe auf; die Krippe und das Grab des Herrn wird unter seine Gewalt gestellt. So berichtet fast ein Jahrhundert vor den Kreuzzügen die Chronik des Mönches Benedict vom Berg Soracte, nachdem kaum Papst Silvester II. die Kreuzzüge in Anregung gebracht hatte. Als dann die heiligen Züge wirklich in's Leben traten, entzündete sich die Begeisterung der abendländischen Christenheit für das gelobte Land an dem Gedanken, daß Kaiser Karl Vorbild und Muster der Kreuzfahrer sei, daß er selber den ersten Kreuzzug unternommen habe. Sang und Sage verkündeten allgemein, daß man nach dem Morgenland auf „Karl's Straße" fahre, und die vielverehrten Aachener Reliquien trugen am meisten zur Verbreitung von Sang und Sage bei. Ja, man glaubte eine Zeitlang mit allem Ernst, Karl sei von den Todten auferstanden, um in eigner Person von Neuem sein Volk in's heilige Land zu führen. Als man sich hierüber enttäuscht fand, schmückte man den Herzog Gottfried von Bouillon nach dem Bilde aus, welches man von Karl sich vorstellte, und leitete dessen Geschlecht vom Kaiser ab.

„Karl kann im Volke nicht sterben", sagt ein Chronist, „denn er war der gerechteste Fürst", seine strenge Gerechtigkeit war im Volke sprüchwörtlich geworden. Selbst die Natur wurde hiefür zu seiner Verherrlichung herangezogen z. B. in dem Schlangenmärchen, diesem tiefsinnigen, rührenden Erzeugniß deutschen Gemüths. [1])

[1]) Das Märchen lautet: Als der Kaiser Karl zu Zürich in dem Hause, genannt „zum Loch" wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seil daran errichten, damit es jeder ziehen könne, der Handhabung des Rechts fordere, so oft der Kaiser beim Mittagsmahl sitze. Eines Tages nun geschah es,

Seitdem Friedrich Barbaroſſa die Grabſtätte des geliebten „Volkskaiſers“ in Aachen hatte eröffnen laſſen und Karl unter die Heiligen verſetzt worden, wurde er Lieblingstypus in der Legende und der profanen Literatur, in welcher faſt ein ganzes Jahrhundert in ununterbrochener Folge von dem „großen Karl“ dichtete. In keinem Gedichte aber tritt uns die Größe des Kaiſers ehrfurchtgebietender vor Augen als in dem bekannten Rolandslied, einer der edelſten Perlen deutſcher Dichtung. Umgeben von ſeinen zwölf Palatinen, die, ſeinen Befehlen gehorchend, mit dem Schwerte für das Gottesreich ſtreiten, erſcheint hier Karl in majeſtätiſcher Ruhe; ein Abglanz himmliſcher Herrlichkeit breitet ſich über ſein ganzes Weſen aus. Als einmal

---

daß die Glocke erklang, die hinzugehenden Diener aber Niemand beim Seile fanden. Es läutete aber von Neuem in Einem weg. Der Kaiſer befahl den Dienern nochmals hinzugehen und auf die Urſache Acht zu haben. Da ſahen ſie nun, daß eine große Schlange ſich dem Seile näherte und die Glocke zog. Beſtürzt hinterbrachten ſie das dem Kaiſer, der alsbald aufſtand und dem Thiere nicht weniger als den Menſchen Recht ſprechen wollte. Nachdem ſich der Wurm ehrerbietig vor dem Fürſten geneigt, führte er ihn an das Ufer eines Waſſers, wo auf ſeinem Neſt und auf ſeinen Eiern eine übergroße Kröte ſaß. Karl unterſuchte und entſchied der beiden Thiere Streit dergeſtalt, daß er die Kröte zum Feuer verdammte und der Schlange Recht gab. Dieſes Urtheil wurde geſprochen und vollſtreckt. Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte ſich, wand ſich auf den Tiſch und hob den Deckel von einem darauf ſtehenden Becher ab. In den Becher legte ſie aus ihrem Mund einen koſtbaren Edelſtein, verneigte ſich wiederum und ging weg. An dem Orte, wo der Schlangen Neſt geſtanden, ließ Karl eine Kirche bauen, die nannte man Waſſerkilch; den Stein aber ſchenkte er, aus beſondere Liebe, ſeiner Gemalin. Dieſer Stein hatte die geheime Kraft in ſich,

die Gesandten der Mauren zu ihm kamen, fanden sie ihn inmitten seines Heeres, wie die kühnen Kämpfer sich im Waffenspiel, im Schießen und Springen, im Schwerthieb und Schildschlagen üben und wie „aller Welt Wonne viel war und keine Pracht auf Erden seit König Salomon größer war, als die Kaiser Karl's, der aller Tugenden Herr war." Voll Ehrfurcht nahen sie sich dem Kaiser, „dessen Antlitz wundersam, dessen Augen leuchten wie der Morgenstern, so daß man ihn von Weitem kannte und Niemand fragen durfte, wer der Kaiser sei; Niemand war ihm gleich; mit vollen Augen konnten sie ihn nicht anschauen, denn sein Licht gab einen Wiederschein, wie die Sonne am Mittag; den Feinden war er grimmig, den Armen

---

daß er den Kaiser beständig zu seiner Gemalin hinzog, und daß er abwesend Trauern und Sehnen nach ihr empfand. Daher barg sie ihn in ihrer Todesstunde unter der Zunge, wohl wissend, daß, wenn er in andere Hände komme, der Kaiser ihrer bald vergessen würde. Also wurde die Kaiserin sammt dem Stein begraben; da vermochte Karl sich gar nicht zu trennen von ihrem Leichnam, so daß er ihn wieder aus der Erde graben ließ, und 18 Jahre mit sich herumführte, wohin er auch sich begab. Inzwischen durchsuchte ein Höfling, dem von der verborgenen Tugend des Steines zu Ohren gekommen war, den Leichnam, und fand endlich den Stein unter der Zunge liegen, nahm ihn weg und steckte ihn zu sich. Alsobald kehrte sich des Kaisers Liebe ab von seiner todten Gemalin und auf den Höfling, den er nun gar nicht von sich lassen wollte. Aus Unwillen warf einmal der Höfling, auf einer Reise nach Cöln, den Stein in eine heiße Quelle; seitdem konnte ihn Niemand wieder erlangen. Die Neigung des Kaisers zu dem Ritter hörte zwar auf, allein er fühlte sich nun wunderbar hingezogen zu dem Orte, wo der Stein verborgen lag; und an dieser Stelle gründete er Aachen, seinen nachherigen Lieblingsaufenthalt.

war er heimlich (zutraulich), im Volkskampfe siegselig, dem Schuldigen gnädig, seinem Gotte getreu, ein rechter Richter, der das Recht kannte und dem Volke lehrte, wie es ihm zuvor die Engel gelehrt hatten, und mit dem Schwerte war er Gottes Knecht: aller Tugenden auserkoren, ein milderer Herr ward nie geboren."

So sah das deutsche Mittelalter seinen „christlichen Völkerhirten" an und der Volksglaube versetzte den Kaiser in den Unterberg bei Salzburg, wo er mit goldener Krone auf dem Haupte und mit seinem Scepter in der Hand nachsinnend sitzt. Bisweilen läßt er sich als Waller unter frommen Bauern sehen. Warum er sich da aufhält, und was seines Thuns ist, weiß Niemand und steht bei den Geheimnissen Gottes.

Aber die Sehnsucht des Volkes sucht auch diese zu ergründen.

Wie man, schreibt ein neuerer Geschichtsphiloſoph, es zuweilen in edeln Familien beobachtet hat, daß nach vielen Generationen in einem späten Enkel der ursprüngliche Typus seiner Ahnen wiederkehrt: sa auch ist es im Leben der Völker, wenn in Zeiten der sinkenden Kraft, wo die Noth am höchsten und die Hülfe am nächsten, der alternde Stamm des Volkslebens einen frischen Schößling treibt. Erzählt man doch von Bäumen, die bereits halb verdorrt und geköpft wieder frisch zu grünen beginnen. Im Haine der Juno zu Nuceria, so berichtet Plinius, stand eine Ulme, der man, weil sie auf den Altar gefallen war, den Wipfel abgehauen hatte, und diese Ulme richtete sich zur Zeit der Cimbrischen Kriege, wo Rom in größter Gefahr war, von selbst wieder auf und grünte fort, wie zum guten Vorzeichen, daß von nun an auch die geschwächte Majestät des römischen Volkes wieder auferstehen werde.

Ein ähnlicher Wunderbaum steht auf dem Walserfeld beim Unterberg, wo Karl sitzt; ein Birnbaum, sagt die Sage, der schon dreimal abgehauen, immer wieder aufgewachsen ist und nochmals grünen und Frucht tragen wird, wenn Karl in der Zeit der höchsten Noth des deutschen Volkes an der Seite eines jungen Heldensprößlings erscheint und seinen Schild an einen dürren Ast aufhängt; dann wird eine lange schreckliche Schlacht stattfinden und der Kaiser wird alle seine Feinde, die Bösen und Ungläubigen erschlagen, und schon während des Kampfes erhebt sich der Baum immer mächtiger in die Höhe, und mit dem Tage des Sieges beginnt das gute Jahr.

Guſtav Adolf in Deutſchland.

Ein Vortrag

(1865).

Gustav Adolf von Schweden gehörte bis vor einigen Jahrzehnten zu den gefeiertsten Helden der neuern Geschichte. Napoleon I. empfahl das Leben dieses gewaltigen Mannes vor allem deßhalb zu einem besondern Studium, weil er es verstanden habe, sich sogar die Bewunderung Jener zu erwerben, auf deren Nacken er seinen Fuß gesetzt. Diese Bewunderung wurde dem Schwedenkönig in Deutschland zu Theil. Während man ihn in seinem eigenen Lande nur als einen großen Feldherrn und Eroberer pries, welcher „Schwedens Macht und Ansehen zur höchsten Stufe erhoben und halb Europa vor dem schwedischen Namen erzittern machte", wurde er von den Deutschen, auf deren Nacken er seinen Fuß gesetzt, zu einem idealen Glaubenshelden umgestaltet, der, von Natur friedliebend und uneigennützig, nur für die bedrängten Glaubensbrüder zum Schwerte gegriffen und für die „deutsche Unabhängigkeit" und für die „Gewissensfreiheit" auf dem Schlachtfelde bei Lützen sein Leben gelassen habe. Man nannte ihn bisweilen wohl gar einen Märtyrer für die „heilige Sache der Menschheit".

Diese Beurtheilung Gustav Adolf's hing enge zusammen mit dem Wahn, daß der grauenhafte dreißigjährige Krieg, worin er eine so hervorragende Rolle spielte, ein Religionskrieg gewesen, in welchem es sich um die höchsten Fragen,

um die edelsten Güter des Lebens gehandelt habe, ein Krieg, in welchem Katholiken und Protestanten sich für ihren Glauben mit blutigem Hasse verfolgt und insbesondere die Protestanten für die freie Ausübung ihres Glaubens einen Kampf auf Leben und Tod geführt hätten. Den Kampf des Protestantismus sah man als einen Kampf für Gewissensfreiheit an, als einen Kampf gegen die Aufnöthigung eines religiösen Bekenntnisses durch die Mittel äußerer Gewalt. Diese schlimmen Vorurtheile, die auch noch in unserm Jahrhundert den Parteihaß und die confessionelle Erbitterung von Deutschen gegen Deutsche geschürt haben, sind Gottlob im Verschwinden. Sie machen bei allen unbefangenen Katholiken und Protestanten immer mehr der nüchternen geschichtlichen Anschauung Platz, daß in jenem Krieg nicht religiöse Fragen, sondern politische Machtverhältnisse entscheidend waren und das Blut der Deutschen nicht für den Glauben des Volkes floß, sondern für die weltlichen Zwecke regierender Häuser und demagogischer Umsturzmänner. Fremde Mächte protestantischer und katholischer Confession fochten im dreißigjährigen Krieg, unterstützt von deutschen Fürsten, gegen Kaiser und Reich; fremde Eroberer durchzogen Deutschland mit ihren räuberischen Horden und die Deutschen mußten die fremden Eroberer für ihre Verwüstungen mit deutschem Gut und Blut, mit Städten und Provinzen belohnen. „Der dreißigjährige Krieg zwischen protestantischen und katholischen Staaten", sagt der protestantische Geschichtschreiber Karl Adolf Menzel, „der gewöhnlich für einen Religionskrieg gehalten wird, war kein Streit um Kirchenthümer, sondern um Fürstenthümer und Königreiche." Der Protestant Barthold ist bei der Darstellung dieses Krieges, in welchem es sich nur

„angeblich“ um kirchliche Fragen handelte, „von einem fast qualvollen Gefühl für das Unglück Deutschlands durchdrungen“, weil „unsere verblendeten Vorfahren ihrer eigenen Macht unterlagen, indem die fremden Kronen, mit unüberbotener Geschicklichkeit der Kraft- und Hülfsmittel einer schnöd-eigennützigen Partei im Innern sich bemeisternd und den frommen Irrwahn für sich benutzend, unser starkes Volksganze in Fesseln schlugen“.

So lautet das Ergebniß der neuern vorurtheilsfreien Geschichtschreibung, welche die Dinge der deutschen Vergangenheit nicht mehr von einem einseitig confessionellen oder von irgend einem willkürlich aufgebauten sogenannt vernunftwissenschaftlichen oder weltbürgerlichen Standpunkt betrachtet wissen will, sondern von dem allgemein-vaterländischen Standpunkt, der für unsere Geschichte der allein berechtigte ist. Diese Geschichtschreibung ist eine Frucht des erstarkten deutschen Nationalgefühls.

Wie aber die irrigen Urtheile über den dreißigjährigen Krieg ein irriges Urtheil über Gustav Adolf veranlaßten, so führen die richtigen Anschauungen über erstern das Urtheil über letztern auf das rechte historische Maß zurück.

Die unbefangene deutsche Geschichtschreibung wird es den Schweden nicht verübeln, daß sie mit Stolz auf ihren „Heldenkönig“ blicken; sie wird eben so wenig dessen wirklich große Eigenschaften verkleinern, die ihm auch seine katholischen Zeitgenossen nachrühmen. Sie wird ihn nicht bloß als einen der größten Feldherren der letzten Jahrhunderte und als einen der begabtesten Staatsmänner darstellen, sondern auch als einen seinem lutherischen Glaubensbekenntniß mit Wärme ergebenen König, als einen Mann von rastloser Thätigkeit, von einem seltnen persönlichen

um die edelſten Güter d
Krieg, in welchem Kath
ihren Glauben mit blutige
die Proteſtanten für di
einen Kampf auf Lebe
Kampf des Proteſtantis
Gewiſſensfreiheit an,
nöthigung eines relig
äußerer Gewalt. D
noch in unſerm Jah
feſſionelle Erbitterun
ſchürt haben, ſind
bei allen unbefan
mehr der nüchte
daß in jenem Kri
Machtverhältniſſe
Deutſchen nicht
für die weltlich
giſcher Umſturz
katholiſcher Ce
ſtützt von deu
Eroberer du
Horden und
für ihre Be
Städten u
Krieg zwi
ſagt der p
„der gew
war kein
thümer u
der Dar

wollten und zum Sturze Habsburgs mit den holländischen Generalstaaten, mit Türken und Tataren Verbindungen angeknüpft hatten. Nachdem die siegreichen Waffen Tilly's diese revolutionäre Auflehnung zu Boden geschlagen hatten (1620), erhoben sich die ruchlosen Freibeuter Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, welche wie Würgengel sengend und brennend durch deutsche Gebiete zogen und von Protestanten, wie Katholiken gleichmäßig verabscheut wurden. Tilly trieb auch diese zu Paaren und der Krieg schien beendet; man träumte am kaiserlichen Hofe von einer Periode eines „neuen glücklichen Friedens".

Aber damals hatte in Frankreich Cardinal Richelieu das Staatsruder ergriffen und suchte die Politik des französischen Königs Heinrichs IV., die auf eine Zerrüttung und Zerstückelung des deutschen Reiches hinzielte, zu verwirklichen. Während er mit erbarmungsloser Härte in Frankreich ein unumschränktes Königthum aufrichtete und die Centralisation aller Macht erstrebte, wollte er in Deutschland keine kräftige Kaisergewalt aufkommen lassen und durch Beförderung innerer Unruhen, durch Schärfung aller kirchlich-politischen Parteigegensätze, Elsaß und Lothringen und das ganze Reichsgebiet auf der linken Rheinseite an Frankreich annexiren. Schon bevor er „allmächtiger Minister" geworden, hatte er diesen Plan im Einzelnen entworfen und brachte im Jahre 1624 ein geheimes Bündniß zwischen Frankreich und England, den Generalstaaten, Venedig und Savoyen gegen das deutsche Kaiserhaus zu Stande. Um die Religion handelte es sich bei diesem Bunde wahrlich nicht, denn die calvinistischen Holländer, die den katholischen Cardinal gegen den katholischen Kaiser Deutschlands unterstützen sollten, unterstützten ihn auch mit ihrer Flotte gegen die franzö-

sischen Calvinisten und suchten gegen diese ihre Glaubensbrüder auch das protestantische England zu bewaffnen.

Es handelt sich bei diesem Bunde um einen rein politischen Krieg gegen Deutschland, der den Verbündeten im Jahre 1624 als eine beschlossene Sache galt. Nur die Wahl des Feldherrn, der an die Spitze treten sollte, kam noch in Frage. Richelieu richtete seine Blicke nach Kopenhagen und nach Stockholm, und wie König Christian IV. von Dänemark, so war auch König Gustav Adolf von Schweden damals schon zum Kriege gegen Deutschland bereit.

Gustav Adolf hatte am kriegerischen Hofe seines Vaters eine durchaus soldatische Erziehung erhalten und war so frühzeitig von militärischem Ehrgeiz erfüllt, daß er, kaum sechzehn Jahre alt, von seinem Vater sich den Oberbefehl in einem Kriege gegen die Russen erbat. Kriegsruhm, sagte er, ist der höchste Ruhm, und Tapferkeit und Unerschrockenheit das beste Erbe des Mannes. Nachdem er im frühesten Jünglingsalter den Thron bestiegen, focht er zuerst gegen die Dänen, besiegte die Russen, die er unter Eroberung wichtiger Provinzen von der Ostsee ausschloß, und stürzte sich dann auf Polen, dessen Krone er mit der seinigen vereinigen wollte. Seinem Reiche die Hegemonie über alle Staaten des Nordens zu verschaffen, war der Lieblingsgedanke seines Lebens, der ihn von einem Schlachtfelde auf's andere trieb.

Dazu kamen andere Beweggründe. Nur allein durch auswärtige Kriege konnte er den in ihm lebendigen altnormannischen Geist, die Lust an kühnen Fahrten befriedigen und zugleich den Adel seines Landes von innern gewohnten Meutereien zurückhalten und durch Verleihung fremder Lehen und Güter dauernd an seinen Thron fesseln. Deß-

halb waren alle seine Einrichtungen im Staate nur auf Krieg und Kriegsführung berechnet; er drückte seinem Reiche so sehr das Gepräge einer Militärmonarchie auf, daß er jeden 13. bis 14. Bewohner als „Soldaten sich zueignete". Wenn ihm die Gelegenheit zu einem Kriege günstig schien, so störten ihn keine Rechtsbedenken, so galten keine Verträge, so galt nur der Grundsatz, den er einst den Gesandten seines Schwagers, des Kurfürsten von Brandenburg, aussprach: „Die Kraft der Scepter fällt ganz, wenn sie, was Rechtens sei, beginnt zu erwägen."

Schon im Jahre 1614 war Gustav Adolf von dem reichsverrätherischen Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel aufgefordert worden, sich zu einem Kampf gegen den deutschen Kaiser bereit zu halten, und er verlor seit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges die deutschen Angelegenheiten nicht aus den Augen. Er billigte die Auflehnung der böhmischen Feudalherren gegen Kaiser Ferdinand II., unterstützte den Winterkönig mit Kriegsvorrath und Munition, trat mit den aufrührerischen Ständen von Ober- und Niederösterreich in Verbindung und ließ in Constantinopel die Pforte zu Gunsten des Reichsfeindes Bethlen Gabor von Siebenbürgen bearbeiten. Mit Bethlen Gabor hatte er, wie uns sein Briefwechsel belehrt, einen Einbruch in deutsches Reichsgebiet bereits vier Jahre früher, bevor er ihn ausführte, verabredet.

So oft aber von irgend einem Unternehmen gegen den deutschen Kaiser Rede war, wurden immer die Worte Religion und evangelisches Wesen gebraucht und man war wenig sparsam mit biblischen Ausdrücken und Citaten. Gustav Adolf sprach f „evangelischen

Mission“ und wurde frühzeitig als neuer Josua oder Gideon beglückwünscht.

Alle Eroberungssüchtigen führen zu ihrer Legitimirung hochtönende Worte im Munde, die zu jeder Zeit auf die große Masse des Volkes einen gewaltigen Eindruck hervorbringen. Aber in verschiedenen Zeiten lauten diese Worte verschieden.

Wer im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert Revolutionen anzetteln und Eroberungen machen wollte, hielt die Maske der Religion vor und mißbrauchte das noch lebendige und leicht entzündliche religiöse Gefühl der Völker; im achtzehnten Jahrhundert eroberte man behufs „Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts“, während der französischen Revolution im Namen der „Freiheit und Gleichheit“, zum Schutz der „unveräußerlichen Menschenrechte“, und in unserer Zeit führt man Eroberungskriege und macht Annexionen für „die Idee der Nationalität“.

Da Gustav Adolf lange schon auf deutsche Eroberungen sann, so fanden die Anträge Richelieu's, der ihm im Jahre 1624 zu einem Kriege gegen Ferdinand II. reiche Hülfsgelder anbot, williges Gehör. Der König erklärte, daß er „die Mannschaften in eigener Person befehligen werde und gesonnen sei, seine ganze wohleingeübte Armee nach Deutschland hinüberzuführen“. Aber er verlangte für sich nicht bloß als erste Beute einen deutschen Hafen an der Ostsee und einen an der Nordsee, sondern auch die Uebertragung eines „unbeschränkten Kriegsdirectoriums“.

Dadurch zerschlugen sich die Unterhandlungen mit Frankreich, England und den Generalstaaten. Statt seiner trat sein Nebenbuhler Christian IV., König von Dänemark und Herzog von Holstein, lüstern nach dem Besitz der benachbarten Stifte Bremen, Verden u. s. w., an die Spitze des

Krieges. Den Deutschen spiegelte man vor, es handele sich dabei um die Religion, um den „freien evangelischen Glauben", den der Kaiser auszurotten beabsichtige: denn die Deutschen, sagt Richelieu, muß man mit „hohen Worten" fangen.

Aber die Deutschen ließen sich damals noch nicht fangen. Sie erkannten noch keinen „evangelischen Helden" in Christian IV., der ein Bündniß mit dem katholischen König Siegmund von Polen gegen Gustav Adolf schließen wollte, und noch keinen „uneigennützigen Kämpfer für die evangelische Glaubensfreiheit" in Gustav Adolf, der durch seinen Gesandten Gabriel Oxenstjerna die protestantischen Fürsten Deutschlands von einer Theilnahme an Christian's Unternehmen abrathen ließ. Am wenigsten hatte der protestantische Kurfürst von Brandenburg Gelegenheit zur Anerkennung der „evangelischen Mission" seines Schwagers, des Schwedenkönigs, als dieser ihm mitten im tiefen Frieden den Hafen von Pillau wegnahm (1626), das Herzogthum Preußen zum Hauptschauplatz seines Krieges gegen Polen machte und die preußischen Unterthanen auf alle Weise mißhandelte. Gustav Adolf vergaß damals die „evangeliche Mission". Er trug sogar, zur Zeit als der deutsche Protestantismus nach der Besiegung Christian's IV. bei Lutter am Barenberge völlig darniederlag, dem katholischen deutschen Kaiser ein Bündniß gegen Dänemark an, wenn ihm Norwegen und derjenige Theil von Dänemark, welchen er erobern werde, zugesichert würde. Noch im Herbst 1627 wiederholte sein Kanzler Oxenstjerna dasselbe Anerbieten.

Die „evangelische Mission" trat erst wieder in den Vordergrund, seitdem die kaiserlichen Fahnen siegreich von der Ostsee bis nach Jütland wehten und Kaiser Ferdinand im Jahre 1628 an die Errichtung einer deutschen Reichs-

kriegsflotte dachte, um das Ansehen des Reichs auf den „beiden deutschen Meeren“ wieder herzustellen. Gustav Adolf wollte den Kaiser um keinen Preis festen Fuß an der Ostsee fassen lassen, weil dann die Macht Schwedens in ihren Grundlagen wäre erschüttert worden. Er rüstete zum Kriege und enthüllte sofort seine Eroberungspläne in einem im Juli 1628 mit Stralsund abgeschlossenen Vertrag, in welchem stipulirt wurde: „Die Stadt verbleibe inskünftig beständig bei König und Krone von Schweden.“ Der König besetzte Stralsund als Schlüssel der Ostsee und ließ sich von den deutschen Truppen daselbst den Eid der Treue schwören. Durch den Besitz des Hafens von Stralsund, schrieb er an Oxenstjerna, „werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und gelingt es uns das einliegende Land in Besitz zu nehmen, so werden wir vermittelst dieses Hafens die ganze Küste von Deutschland in Furcht halten und aus diesem Reiche alle unsere Bedürfnisse erhalten können. Um aber Stralsund zu schützen, müssen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern mit einer Armee nach Deutschland gehen“. Solche Gründe sollten den Kanzler von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugen, denn Oxenstjerna war nicht für den deutschen Krieg; er rieth vielmehr dem Könige dringend von demselben ab, weil er in Deutschland keine Unterstützung finden würde. Allein Gustav Adolf blieb fest bei seinem Entschluß. Er könne, schrieb er dem Kanzler im März 1629, nicht gerade leugnen, daß „auf keine Mittel in Deutschland zu hoffen sei“, aber er rechne auf die Hülfe Englands und der Generalstaaten und „wenn wir in Deutschland“, sagt er, „die Oberhand bekämen, glaube ich nicht, daß es da so leer sei, daß nicht irgend Hülfsmittel aufzufinden wären.

Die Hanseſtädte ſind unſchlüſſig. Wenn irgend Glück von unſerer Seite ſich zeigt, iſt an der Hülfe nicht zu verzweifeln".

Man ſieht: Einladungen an den König und Anerbietungen zur Hülfe waren von deutſcher Seite nicht ergangen. Kein deutſcher Fürſt rief den Schweden; Niemand bot ihm Unterſtützung an.

Kein Wunder deßhalb, daß nicht bloß Oxenſtjerna, ſondern auch die Kriegsräthe, welche der König wegen ſeines deutſchen Eroberungszuges befragte, vor dem Kriege warnten. Die Macht des Kaiſers, betonten ſie, ſei ungeheuer und die Hülfsmittel Schwedens ſeien in Folge der ununterbrochenen Kriege gänzlich erſchöpft. Zudem habe der deutſche Kaiſer noch keine rechtmäßige Urſache zum Kriege gegeben. Letztere Warnung wirkte jedoch am wenigſten auf Guſtav Adolf, der mit dem Schwerte in der Hand ſich um genaue Unterſuchungen über Rechtsfragen nicht kümmerte.

Als in ſeiner Gegenwart im Senate zu Upſala im October 1629 die Worte fielen, daß ſich ihm die Deutſchen, ſelbſt wenn er ſiegreich wäre, nicht anſchließen würden, ſagte er kurz und bedeutungsvoll: „Wenn ich Sieger bin, ſo ſind ſie meine Beute."

Mit dieſem Ausſpruch erſchloß der König dem Senate das Geheimniß, was er eigentlich in Deutſchland wollte.

In der Eroberung Deutſchlands, ſoweit ſie ſich ermöglichen ließ, wenigſtens in der Eroberung Pommerns und der Seeküſte beſtand die „evangeliſche Miſſion" des Schwedenkönigs. Darum ſagte auch Oxenſtjerna ſpäter im Jahre 1644 im Reichsrathe zu Stockholm: „Pommern und die Seeküſte ſind gleich einer Baſtion für die Krone Schwedens und beſteht darin unſere Sicherheit gegen den Kaiſer, und

war die vornehmste Ursache, welche Seine sel. Majestät in die Waffen brachte."

Gustav Adolf's Krieg war ein politischer Eroberungskrieg. Aber man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß der König nicht auch religiöse Zwecke verfolgt habe. Wie ihm die Religion als Mittel diente um zu erobern, so gedachte er, wie wir sehen werden, die gemachten Eroberungen zu benutzen zur Ausbreitung seines lutherischen Glaubensbekenntnisses.

Am deutlichsten lernen wir, was Gustav Adolf erstrebte und mit welchen Mitteln er seine Eroberungspläne in Deutschland durchführen wollte, aus einem von ihm selbst vor seiner persönlichen Betheiligung am Kriege diktirten Aktenstücke kennen, welches zu den wichtigsten jener Zeit gehört.

„Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen", sagt Gustav Adolf, „ist ein neu evangelisch Haupt" — das heißt wie unsere spätere Auseinandersetzung zeigen wird, die Absetzung Kaiser Ferdinand's und die Erhebung des Schweden auf den Kaiserthron — „das vorletzte: neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupt" — also der Umsturz der bisherigen Reichsverfassung. Um dieß zu erreichen, wird dann ausführlich erörtert, ist vor allem nothwendig: die allgemeine unumschränkte Leitung des Krieges. Die deutschen Fürsten müssen sich dem schwedischen Schutz- und Schirmrecht unterwerfen, die festen Plätze einräumen oder abtreten und sich besonders verpflichten, „die festen Städte" das heißt die Reichsstädte, „welche nicht unter ihrer Herrschaft stehen, nach Vermögen durch freundliche Unterhandlung oder mit Hülfe der Waffen, besonders durch Verhinderung des

Handels dahin zu bringen, daß sie dem Feinde", das heißt dem deutschen Kaiser „nicht allein alle Hülfe verweigern, sondern auch zur Partei der Evangelischen und des Direktors des Krieges mit aufrichtiger Gesinnung sich wenden. Darin besteht die vorzüglichste Macht des Krieges im Reich."

Aber wie sollte man die protestantischen deutschen Fürsten gewinnen?

Gustav Adolf unterschätzte die Schwierigkeiten dieses Unternehmens nicht. Er wußte, wie sein Schwager von Brandenburg, dem er mitten im Frieden Pillau genommen hatte, zu ihm stand; er kannte die Gesinnungen des Pommernherzogs Bogislav, der ihn flehentlichst hatte bitten lassen, nicht nach Pommern zu kommen; er wußte, daß selbst die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg sich nicht mit ihm gegen Kaiser Ferdinand verbinden wollten, sondern, wie sie ihm erklärten, den Austrag ihrer Sache von dem Rechtsspruch des obersten Richters im Reich erwarteten.

Darum gab auch der König dem französischen Gesandten Charnacé, der im Auftrage Richelieu's ihn zum Kriege spornte, französische Hülfsgelder und ein „Kaiserthum im Osten" in Aussicht stellte und ihm vorgaukelte, „er werde in ganz Deutschland wie ein Messias erwartet", die bezeichnende Antwort: „Er habe über die Stimmung der deutschen Fürsten ganz andere Berichte". Bei Brandenburg, Pommern und Mecklenburg setzte Gustav Adolf wenigstens kein feindliches Auftreten voraus, deßhalb sprach er mit dem Franzosen über diese Fürsten nicht. Aber den lutherischen Kurfürsten von Sachsen erwähnte er, denn dieser, sagte er zu Charnacé, „habe ihm sagen lassen, daß er sich, wenn er nach Deutschland übersetze, mit dem Kaiser gegen ihn vereinigen würde."

Nichtsdestoweniger hoffte der König die protestantischen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, und zwar, wie er in seiner erwähnten politischen Denkschrift auseinandersetzt, zunächst durch das ausgedehnteste Versprechen, „die alte Freiheit der evangelischen Stände zu erhalten, die festen Plätze wieder zurückzugeben"; ferner durch die „Errichtung eines besonderen gemeinschaftlichen Staats- und Kriegsrathes, der beständig und auf dem Fuß dem Lager des Königs folgen müßte". Diese Behörde sollte jedoch nur eine berathende Stimme haben, die unbeschränkte Kriegsleitung müsse dem König verbleiben. Die deutschen Fürsten sollten also dem Schweden gegenüber dasselbe Verhältniß einnehmen, in welchem in unserem Jahrhundert die Rheinbundfürsten zu Napoleon standen.

Um dieß desto besser zu erreichen, fährt Gustav Adolf in seiner Denkschrift fort, „könnte man als Hauptgrund setzen: welcher Gestalt die Absichten der Katholiken und Evangelischen so scharf einander entgegen wären, daß der für thöricht zu halten, der nicht ungezweifelt erkennen und bekennen müßte, daß ein Theil den andern durch die Waffen zu Grunde richten müßte, keinen Mitteldingen aber z. B. der gütlichen Vergleichung getraut werden könnte".

Diese Worte sind die bemerkenswerthesten des Aktenstückes.

Schon elf Jahre lang hatte man in Böhmen und Deutschland blutige Kämpfe geführt und schon oft genug war der Ruf erschollen, man müsse für die Rettung des protestantischen Glaubens zum Schwerte greifen, allein noch immer glaubten die Vertreter des deutschen Lutherthums nicht dem betrüglichen Vorgeben einer calvinistischen Umsturz-

partei und ſtanden noch treu zum Kaiſer: nicht nur der Kurfürſt von Sachſen, ſondern auch der Landgraf von Darmſtadt, der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, ferner die conſervativen Corporationen, die Ritterſchaften und die Magiſtrate der Städte in den Ländern der niederſächſiſchen Fürſten. Jetzt ſollte es anders werden. Auch das Lutherthum ſollte jetzt nach den Planen des Schwedenkönigs in einen unverſöhnlichen Religionskrieg hineingezogen werden, in welchem der „eine Theil den andern durch die Waffen zu Grunde richten müßte“ und als deſſen Zweck der völlige Umſturz aller bisherigen Reichsordnung deutlich angegeben wurde.

Da aber die Fürſten unter ſich uneinig ſeien, von Verſammlungen und Verhandlungen, heißt es in der Denkſchrift weiter, nichts Sicheres zu hoffen ſtehe, „weil leider in Deutſchland, was die Beſchlüſſe und Berathungen betrifft, immer Tag und keine Nacht, in Hinſicht auf die Ausführung immer Nacht und kein Tag“, ſo ſei es hochnöthig, daß der König einen Stand nach dem andern gewinne, und mit jedem beſondere Verträge ſchließe. Und zwar müſſe zuerſt der kurfürſtliche Schwager von Brandenburg durch eine perſönliche Zuſammenkunft „zu gutem Vertrauen gebracht werden“, weil dieſer „gewiß den Uebrigen eine Fackel und Poſaune und die Brücke ſein würde, Kurſachſen recht beizukommen“. Letzterm wäre zu bedeuten, daß „die Laſt des Krieges leider in ſein Land gewälzt werden müſſe“, wenn er ſich nicht mit dem Könige verbinde und die Feſtung Wittenberg öffne. „Schließlich iſt zu bedenken“, ſagt Guſtav Adolf, „wofern Brandenburg und Sachſen ſich im Uebrigen wohl fügen, daß man über die Vertheilung der Kriegskoſten, Pommern ausge-

nommen“ — denn diese deutsche Provinz betrachtete der Schwede schon als Eigenthum — „mit Glimpf reden kann, weil ihnen und ihren Landen doch dieselben ohnehin meistentheils an den Hals wachsen werden“.

So lautet das Programm König Gustav's für den deutschen Krieg, welchen er, englischer und holländischer Unterstützung versichert und mit der gegründeten Hoffnung auf französische Hülfsgelder, im Juni 1630 begann.

Ohne Kriegserklärung setzte er eine feindliche Armee auf deutschen Reichsboden und erließ erst später, um seinen Einbruch zu rechtfertigen, ein Manifest voll so nichtssagender Gründe, daß König Friedrich II. von Preußen es als ein „Meisterstück königlicher Sophistik“ bezeichnet. Von der Religion, von einer Befreiung des Protestantismus, welche man ihm später angedichtet, sprach er in seinem Manifeste nicht. Er führte nur politische Gründe seines Krieges an. Selbige Gründe aber nennt Friedrich II. frivol und fragt: „Ist es Recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?“

Dieser gewiß unverdächtige Ausspruch eines Urtheilsberufenen kennzeichnet treffend die ganze Sachlage und gibt den rechten Commentar zu der Aeußerung, welche Gustav Adolf einst im schwedischen Reichsrathe fallen ließ: „Für mich gibt es keine Ruhe mehr, es sei denn die ewige Ruhe.“

II.

Die zweite Frage, welche wir beantworten wollen, lautet: Welche Früchte hat uns die Einmischung des

Schwedenkönigs in die inneren Angelegenheiten unseres Vaterlandes gebracht?

Gustav Adolf hatte sich die Schwierigkeiten seines deutschen Eroberungskrieges nicht verhehlt, allein er fand doch größere als er erwartet hatte. Die Hoffnung, daß sein Erscheinen auf deutschem Gebiet protestantische Fürsten zum Anschluß bewegen würde, ward lange getäuscht. Wie er von Niemanden gerufen worden, so wurde er auch von Niemanden unterstützt. Nur die Gewalt der Waffen entschied. Er zwang zuerst den alten Herzog Bogislav von Pommern zu einem Vertrage, welcher der schwedischen Krone den künftigen Besitz des Landes sicherte und bereits sofort den frühern freien deutschen Reichsfürsten zu einem schwedischen Vasallen machte. Dann rückte er in Mecklenburg ein, dessen Herzoge, obgleich durch den kaiserlichen Hof schwer beleidigt, ebenfalls seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten zurückwiesen. Ebenso dachten die Stände des Herzogthums, welche sich in keine Verbindungen gegen den Kaiser einlassen wollten. Auch hier entschied nur das Hindeuten auf die Mündung der Kanonen. Wofern sie nicht, bedeutete Gustav Adolf den Bewohnern des Herzogthums, alle Angestellten des kaiserlichen Heeres „als Räuber und Mordbrenner, als Feinde Gottes und des Evangeliums" verfolgen würden, so werde er sie als „Meineidige und Treulose, als Verächter Gottes und seiner Kirche" schlimmer noch wie seine Feinde behandeln. Der schwedische General Banner fügte später dieser königlichen Verordnung noch den Befehl hinzu, daß alle Bewohner Mecklenburgs ihr Vieh und Getreide in das schwedische Lager führen sollten, widrigenfalls müsse er sie „als Meineidige, Treulose, Gottes und der Ehrbarkeit Verächter verfolgen, ihre Habe preis-

geben, ihre Häuser den Flammen überliefern". Eine solche Sprache führten die schwedischen „Befreier" in Deutschland, sogar in protestantischen Ländern.

Jedoch trotz aller Erfolge durch die Gewalt der Waffen befand sich der König, wie aus seinen nach Stockholm gerichteten Briefen hervorgeht, in der äußersten Noth und dachte gegen Ende des Jahres 1630 an eine Rückkehr nach Schweden.

Aber nun trat Frankreich helfend ein. Richelieu — der katholische Cardinal — gewährte dem Schweden durch den Vertrag von Bärwalde (Januar 1631) die Geldmittel zur Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland. In einem vertraulichen Schreiben an seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Casimir, äußert Gustav Adolf seine Freude darüber, „daß unser Herr Gott des Königs in Frankreich Gemüet beweget endtlich den Verbund zu schliessen und etwas Mittel bar fourniret und ferner zu fourniren zugesaget", und daß zugleich auch die Venetianer (die katholischen Venetianer) Geldsendungen versprochen hätten, sonst sei bei seiner geringen Unterstützung aus Schweden zu befürchten, daß alles Begonnene umgestoßen werde, da wegen Mangel an Zahlung bereits ein großer Theil seines Kriegsvolks Reißaus genommen habe.

Den protestantischen Deutschen erklärte Gustav Adolf in seinen Proklamationen, er führe den Krieg zum Vortheil ihres Glaubens, für das „allein seligmachende evangelische Wesen"; dagegen war im Vertrag von Bärwalde, welchen er mit dem katholischen Frankreich abschloß, nur Rede von einem politischen Krieg gegen das deutsche Kaiserhaus, und der Schwedenkönig wußte hiervon durch Richelieu auch

den französischgesinnten Papst Urban VIII. zu überzeugen.

Durch französische, bald darauf durch holländische Hülfsgelder und durch englische Hülfstruppen gestärkt und überall vom Glücke begünstigt, drang Gustav Adolf immer weiter in Deutschland vor.

Er eroberte und plünderte das protestantische Frankfurt an der Oder und wollte dann seinen Schwager von Brandenburg zum Bündniß bewegen. Jedoch der Kurfürst Georg Wilhelm, der die Wegnahme Pillau's nicht verschmerzen und Gustav Adolf's Worte: „Und sollte ich hundert Jahre lang Krieg führen, so würde ich Pommern nicht herausgeben", nicht vergessen konnte, weigerte sich beizutreten; er stellte dem Schweden vor, wie grausam die Soldateska im Kurstaate gehaust habe und bat flehentlich um Neutralität. Aber Gustav Adolf, dem neutral und feindlich gleichbedeutende Begriffe waren, rückte im Juni 1631 vor Berlin, stellte seine neunzig Kanonen gegen das Schloß auf und drohte die Stadt auszuplündern. „Der König", sagt der schwedische Geschichtschreiber Geijer mit schlichten Worten, „stand mit seinem Heer vor Berlin und richtete seine Kanonen gegen die Stadt. So schloß Brandenburg den Bund mit Schweden." Georg Wilhelm fügte sich der Gewalt, wie sich früher Bogislav von Pommern gefügt hatte. Nur aus Noth, schrieb er an den Kaiser, wider seinen Willen habe er sich mit Schweden verbunden; dem Kurfürsten von Sachsen betheuerte er gleichfalls, daß er im Angesicht des schwedischen Heeres zum Anschluß an Schweden gezwungen worden; er bat denselben ihm mit Rath und That beizustehen, wenn ihm Unheil daraus erwachse. Der deutsche Kurfürst mußte dem Schweden seine Festungen abtreten und wurde mit

seinem Lande ihm dienstbar. Dennoch war Gustav Adolf der Ansicht, daß er den Kurfürsten glimpflich behandelt habe. „Wäre Georg Wilhelm", sagte er später in Nürnberg, „nicht sein Schwager gewesen, so hätte er ihn von Land und Leuten gejagt, daß er mit einem Stecken in der Hand hätte davon gehen müssen".

Hatte der König bisher nur auf dem Wege der Gewalt festen Fuß in Deutschland gefaßt, so erfolgte nunmehr der erste freiwillige Beitritt eines deutschen Kleinfürsten, des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, in dessen Familie die Verbindung mit den Reichsfeinden seit mehr als einem Jahrhundert zu den erblichen Ueberlieferungen gehörte. Im August 1631 schloß der Landgraf gegen den Willen seiner Landstände mit dem fremden Eroberer einen Bund ab, in welchem er sich diesem für die ganze Führung des Krieges unterordnete und dafür die Zusicherung neuen Ländererwerbs erhielt auf Kosten von Hessen-Darmstadt und der geistlichen Reichsfürsten, deren Besitzungen der König wie herrenloses Eigenthum ansah. Alle diejenigen deutschen Fürsten, hieß es in dem Vertrag, welche nach dem Beispiele des Landgrafen sich den Schweden anschließen, das heißt welche gegen Eid und Pflicht den Kaiser als Feind bekämpfen würden, sollten gleicher Vortheile wie Hessen-Cassel theilhaftig werden, das heißt auf Kosten ihrer katholischen Mitstände sich vergrößern dürfen. So versprach Gustav Adolf zum Beispiel dem Herzog Bernhard von Weimar, der dem Vorgang von Hessen-Cassel folgte, die Bisthümer Bamberg und Würzburg, die er, sobald sie eingenommen worden, unter dem Titel eines Herzogs von Franken besitzen sollte.

Der schwedische Eroberer verfuhr grade so, wie in

unſerm Jahrhundert Napoleon. Beide Eroberer brachten die einzelnen deutſchen Reichsſtände, indem ſie ihnen den Erwerb neuer Gebiete in Ausſicht ſtellten, gegen einander in Waffen; ſie wieſen ihre Verbündeten und Vaſallen vor allem auf den Raub geiſtlicher Territorien hin.

Dieſe Territorien ſtanden dem Schweden offen, ſeitdem er nach ſeiner Verbindung mit Sachſen, welche durch die Invaſion Tilly's herbeigeführt worden, am 17. September 1631 bei Breitenfeld einen glänzenden Sieg über Tilly erfochten hatte.

Der Krieg wurde nunmehr mitten in die katholiſchen Länder verlegt, nahm jetzt erſt recht den Charakter eines Eroberungskrieges an und beſtätigte die Worte, welche Guſtav Adolf im Senate zu Upſala geſprochen: „Wenn ich Sieger bin, ſo ſind die Deutſchen meine Beute.“

Seit dem Siege bei Breitenfeld arbeitete der König planmäßig an der Durchführung ſeines früher erwähnten Planes: „Das höchſte und letzte Ziel aller Handlungen iſt ein neu evangeliſch Haupt; das vorletzte eine neue Verfaſſung unter den evangeliſchen Ständen und ſolchem Haupt; das Mittel dazu iſt die allgemeine Leitung des Krieges.“

Er rang nach der Kaiſerkrone. Die deutſchen Erbfürſten ſollten ſeine ganz abhängigen Lehnsträger, die Wahlfürſtenthümer und die Reichsſtädte ſeine Beute werden.

Nachdem er zuerſt in Halle, in Halberſtadt u. ſ. w. die Einwohner zu dem Eide gezwungen hatte, daß ſie ihn „als rechtmäßigen, uneingeſchränkten Herrn anerkennen, ihm und ſeinen Nachfolgern, überhaupt der Krone Schweden Treue und Gehorſam halten wollten, wie Unterthanen gebühre,“ ergoß ſich das ganze ſchwediſche Heer über das unglückliche Frankenland. Hier ward zuerſt Würzburg die Beute des Eroberers und der Schauplatz ſchwediſcher

Gräuel. In der Feste Marienberg wurden Geistliche, Mönche, Soldatenweiber niedergemetzelt, der Capuziner Guardian, von Geburt ein Freiherr von Gumpenberg, wurde mit einer Streitaxt erschlagen. Die Zahl der Ermordeten belief sich auf siebenhundert. Unten in der Stadt hörte man das entsetzliche Jammergeschrei und der König selbst schauderte, als er über die in ihrem Blut noch röchelnden Leichname wegritt; beim Anblick der ermordeten Priester soll er gesagt haben: man hätte ihrer schonen sollen. Diese „Thaten in Würzburg" dienten den Süddeutschen zum warnenden Beispiel, was ihnen bevorstehe, wenn sie sich nicht dem Schweden anschließen würden. „Wenn ihr euch gemäß meiner Anmahnung", ließ Gustav Adolf nach der Eroberung Würzburgs den protestantischen Patriziern Nürnbergs sagen, „nicht nach meinem Willen entschließt, sondern in kaiserlicher Treue oder wenigstens neutral beharren wollt ... so werde ich die Stadt und ihre Unterthanen mit Schwert, Mord und Brand wie die ärgsten Feinde verfolgen, und die Bürger und Einwohner, wo ich sie finde, niederwerfen, ihre Güter preis machen!"

In Würzburg eignete sich der König nicht nur das Geschütz und die Waffen, die Wagen und Pferde des Fürstbischofs zu, sondern er nahm auch aus der fürstlichen Schatzkammer, was an Gold und Silbergeräth, an Edelsteinen und Perlen ihm behagte. Das Uebrige überließ er seinen Offizieren und Soldaten zur Plünderung. Der erbeutete Schatz war von unermeßlichem Werthe; denn man hatte zur Sicherung gegen den Feind alle Kostbarkeiten und Gelder aus dem ganzen Lande in die Feste gebracht. Während man vor der Domkirche die schwedischen Soldaten den ganzen Tag über an vier offenen Spieltischen fand,

wo sie ganze Säcke mit Dukaten und Thalern stehen hatten, wurde den Bürgern und Bauern Alles genommen und in wenigen Wochen kam in dem so reichen und gesegneten Lande eine Hungersnoth zum Ausbruch.

Unersetzlicher noch als der Verlust von Geld und Gut, war in Würzburg der Verlust an Schätzen der Kunst und Wissenschaft. Die an kostbaren Handschriften und seltenen Büchern ungewöhnlich reiche fürstliche Bibliothek, eine der berühmtesten wissenschaftlichen Sammlungen Deutschlands, und die Bibliotheken der Universität und des Jesuitencollegiums wurden verpackt, nach Schweden geschickt und gingen so für immer unserm Vaterlande verloren. Was wanderte überhaupt nicht nach Schweden! Aus den Kirchen und Klöstern schleppte man weg, was die Frömmigkeit von acht Jahrhunderten gesammelt hatte und zur Ehre Gottes verwendete. Ogier, der Begleiter des französischen Gesandten d'Avaux, sah im Jahr 1635 in Stockholm die vielen aus Deutschland geraubten Kreuze von gediegenem Gold, Kelche und Monstranzen von unnachahmlicher Arbeit, mit Edelsteinen reich verziert, Bischofsstäbe u. s. w., er sah auch silberne und vergoldete Pokale von vier bis fünf Fuß Höhe, silberne Erdkugeln, prachtvolle Gemälde der berühmtesten deutschen Meister, römische Münzen, unschätzbare Handschriften u. s. w., die Deutschland demselben schwedischen König zur Beute lassen mußte, der sich in deutschen Städten und Ländern als Herr und Gebieter huldigen ließ, aber dabei den Deutschen versicherte, daß er der uneigennützigste aller Sterblichen sei und aus Deutschland nicht soviel bekommen habe, um sich ein „paar Hosen machen zu lassen" oder sich einen „Schweinestall" zu bauen!

Gustav Adolf zwang die Bürgerschaft Würzburgs zum Eid der Treue, ließ sich dann als „Herzog des Frankenlandes“ huldigen und setzte eine schwedische Landesregierung ein. Aber er sicherte den Einwohnern seines neuen, rein katholischen Herzogthums feierlichst eine freie, ungestörte Religionsübung zu; er wolle sie, versprach er, bei derselben hüten und schützen.

Wie wurde nun dieses Versprechen gehalten? wie verhielt es sich überhaupt mit der dem Schwedenkönig so oft nachgerühmten Toleranz? Ist es wahr, was der Geschichtschreiber Droysen behauptet, daß „in den Plänen Gustav Adolf's das Bild eines auf Religionsfreiheit gegründeten Deutschlands hervortrete“?

Thatsachen sollen uns auf diese Fragen Antwort geben.

Gustav Adolf war im strengsten Lutherthum erzogen worden, das sich gegen alle Andersgläubigen, Katholiken oder Anhänger irgend eines nicht lutherischen Bekenntnisses, nirgends unduldsamer als in Schweden erwies. Ein Jesuit, der nach Schweden gekommen war, starb auf Befehl Gustav Adolf's durch Henkershand; einen schwedischen Soldaten, welcher den katholischen Glauben angenommen hatte, ließ der König erschießen; Johann Baaz, der lutherische Kirchengeschichtschreiber Schwedens, erzählt uns, daß drei angesehene schwedische Bürger, nämlich ein königlicher Secretär, ein Mitglied des gesetzgebenden Rathes und ein Rector einer Gelehrtenschule, welche ebenfalls zur katholischen Kirche zurückgekehrt waren, im Jahr 1624 als Abtrünnige und Hochverräther enthauptet wurden, weil sie ihren katholischen Glauben nicht hatten abschwören wollen. Johann Baaz rühmt den König wegen dieses kraftvollen Thuns, weil er dadurch ein sehr heilsames Exempel aufstelle. Das katho-

liſche Bekenntniß galt dem Könige in Schweden als Hochverrath und der König erklärte in Schweden, ehe er in's Feld zog, daß er geſonnen ſei in Deutſchland „das papiſtiſche Joch“ zu brechen. Wir glauben keineswegs, daß er dabei an blutige Hetzjagden gedacht habe, an Dragonaden im Sinne Ludwig's XIV., aber eine allmähliche Lutheraniſirung Deutſchlands, und zwar nicht durch bloße geiſtige Mittel, lag im Willen des Königs. Er äußerte gewiß keine duldſame Geſinnung gegen die Katholiken durch ſeinen Ausſpruch, daß er „keine Urſache habe den Türken als Feind zu betrachten, ſintemal die Türken nicht ſchlechter ſeien, als die Papiſten mit ihrer Abgötterei“, und eben ſo wenig eine duldſame Geſinnung gegen die Reformirten, als er nach der Plünderung des reformirten Frankfurts an der Oder dem Superintendenten Pelargus, auf deſſen Klage über die Plünderung, zur Antwort gab: ſie ſei eine gerechte Strafe Gottes für die von den Reformirten daſelbſt verbreiteten falſchen Lehren. Noch öfters äußerte Guſtav Adolf eine ähnliche Unduldſamkeit. Als ihn der reformirte Landgraf von Heſſen-Caſſel bat, in Frankfurt am Main den Reformirten „gegen Erlegung einer Geldſumme“ eine Kirche zu gewähren, ſagte er, daß er „lieber aller ſeiner Soldaten Piken und Degenſpitzen in ſeinem Herzen zu haben begehre“, als ein Wachsthum des Calvinismus fördern wolle.

Den unduldſamen Worten entſprach die That.

Nachdem er das Erzſtift Magdeburg in Beſitz genommen hatte, mußten nicht allein alle Katholiken, ſondern auch alle Reformirten das Land räumen; der Hofprediger Bothvidius wurde nach Halle geſchickt, um in den nunmehr ſchwediſchen Ländern Magdeburg und Halberſtadt, ausſchließlich nach

dem Muſter des ſchwediſchen Lutherthums kirchliche Einrichtungen zu treffen.

Ein Gleiches war im Würzburgiſchen Gebiet der Fall. Gegen Ende des Jahres 1631 gab der ſchwediſche Hofprediger Fabricius die Verſicherung: „in einem halben Jahr werde das Stift Würzburg zur evangeliſchen Religion gebracht werden"; im Frühjahr 1632 wurde dort mit der „Anſtellung einer evangeliſchen Reformation im Herzogthum Franken" und mit der „Einrichtung des Predigtamtes nach der ungeänderten Augsburger Confeſſion" der Anfang gemacht. Die erledigten katholiſchen Seelſorgerſtellen blieben zunächſt unbeſetzt, ſpäter wurden ſie durch die Vorſorge des lutheriſchen Generalſuperintendenten Schleupner Predigern der „alleinſeligmachenden Augsburger Confeſſion" übertragen. Viel gewaltſamer als der König ſelbſt verfuhren die proteſtantiſchen Großen, welchen er einzelne Länderſtrecken z. B. die Grafſchaft Schwarzenberg und die Herrſchaft Grünsfeld geſchenkt hatte. Dieſe vertrieben aus allen Dörfern die katholiſchen Geiſtlichen und ſetzten lutheriſche Prediger ein. Am gewaltſamſten aber verfuhren die vornehmen Offiziere der ſchwediſchen Armee, welche die ihnen geſchenkten Klöſter ohne Ausnahme ausplünderten, und die gemeinen Soldaten, welche „die Pfarrhöfe von ihrem Beſitzthum ſäuberten" und an wehrloſen Prieſtern ihre Mordgier ſättigten. Man kennt die grauſamen Qualen, durch welche die entmenſchten Söldner den Pfarrer Wagner von Altenmünſter zur Abſchwörung ſeines katholiſchen Glaubens nöthigen wollten. Wagner ſtarb als Märtyrer für ſeinen Glauben; nachdem er bis zum Tode gepeinigt worden, erſchoſſen ihn die Söldner und warfen ſeine Leiche in den Main. So wurden die Einwohner des Stiftes

Würzburg in der „freien Ausübung ihrer Religion“ geschützt.

Und wurde etwa in anderen katholischen Gebieten anders verfahren?

Hatten die Katholiken nicht allen Grund wegen der Zukunft in Sorgen zu sein, wenn sie sahen, daß Gustav Adolf in rein katholischen Städten, z. B. in Mainz protestantische Consistorien einsetzte und die vornehmsten Kanzeln Predigern seines Glaubens übergab? Kaum nach Mainz gekommen, richtete der König die Schloßkirche zum lutherischen Gottesdienst ein und sang mit seinen Soldaten das Lied: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord.“ Auch im Erzstifte Mainz verschenkte er Abteien, Klöster und Stifter an protestantische Herren, die dann nach dem landesherrlichen Reformationsrecht in allen erworbenen Gebieten den protestantischen Glauben einführten. Schwedische Ingenieure entwarfen den Plan, wie man den Mainzer Dom in die Luft sprengen und an seiner Stelle mitten in der Stadt eine Sternschanze errichten sollte; der König hatte bereits das Niederreißen aller dortigen Kirchen, Klöster und Kapellen befohlen, als die Verwendung des französischen Gesandten de Brize noch zur rechten Stunde das vandalische Vorgehen verhinderte.

Alle diese Thatsachen zeugen nicht für die duldsame Gesinnung des Schwedenkönigs; aber diese Thatsachen hat man vergessen und dafür zum Beweise seiner Duldsamkeit andere im Gedächtniß behalten, z. B. daß er in München dem katholischen Gottesdienste beiwohnte und die dortigen Jesuiten leutselig behandelte, und daß er so verfuhr trotz der Stimme fanatischer Glaubenseiferer: „Er sei entweder

durch das Unvermögen sein großes Glück zu ertragen, oder durch die Dazwischenkunft Frankreichs, als eines bösen Gestirns, dahin verleitet worden, daß er, anstatt die Abgötterei und Jesuiten auszurotten, sie schone und erhalte."

Eine gewaltsame Ausrottung aller nicht lutherischen Confessionen war, wir wiederholen es, keineswegs die Absicht des Königs und es wäre eine müßige Arbeit, zu untersuchen, welche Maßregeln er gegen diese Confessionen ergriffen haben würde, wenn ihn nicht der Tod so plötzlich aus seiner Laufbahn gerissen hätte, aber soviel steht wohl nach den angeführten Thatsachen fest, daß nicht „ein auf Religionsfreiheit gegründetes Deutschland" in seinen Planen gelegen. Ueberhaupt bestand im siebenzehnten Jahrhundert nirgends in Europa Toleranz außer in einigen deutschen Städten, wo Katholiken und Lutheraner friedlich neben einander wohnten und sich sogar gegenseitig schirmten. Als Gustav Adolf z. B. in Erfurt die katholische Geistlichkeit schwer bedrückte, da legte der protestantische Magistrat der Stadt wiederholt Fürbitte ein für die katholische Geistlichkeit, freilich ohne Erfolg.

Vor allem hüte man sich den Grundsatz der Duldung als eine Errungenschaft des dreißigjährigen Krieges anzusehen; denn der Krieg selbst hat nur den Glaubenshaß wachgerufen und der westphälische Friede hat den unseligen Grundsatz besiegelt: „Wem das Land gehört, dem gehört die Religion."

Von Würzburg aus zog Gustav Adolf mit seinem Heere den Main hinunter, stets auf die Verstärkung seiner Mannschaften bedacht. „Theilt Werbepatente aus", schreibt er im December 1631 an General Banner, „und bestimmt

die Sammlungsplätze. Nehmt dabei weder auf Freunde noch Unfreunde Rücksicht, wenn ihr nur an Leuten euch verstärkt. Benützt dazu alle Mittel, sowohl bei Freunden als Feinden.“*)

Als der König gegen Ende November 1631 sich der Reichsstadt Frankfurt näherte und vom Rath verlangte, daß er ihm „zum Besten des evangelischen Wesens“ die Thore öffne und eine schwedische Besatzung aufnehme, weigerte sich der Rath und berief sich auf seine Pflichten gegen Kaiser und Reich; er bat, daß er wenigstens mit dem Kurfürsten von Mainz über die schwedischen Forderungen sich vorher besprechen dürfe, jedoch Gustav Adolf erwiderte: er selbst sei jetzt der Kurfürst von Mainz und könne eine ebenso kräftige Absolution wie der Prälat ertheilen. „Ich sehe wohl, sagte er, ihr wollt mir nur den kleinen Finger reichen, aber ich will die ganze Hand.“ Dabei deutete er auf die Mündung seiner Kanonen, und der Rath hatte gehört, wie es in Würzburg ergangen war. Durch die Noth gezwungen, versprach er zu jeder Zeit nach dem Befehle des Königs schwedische Besatzung aufzunehmen und die Stadt für den König und die Krone Schwedens bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Darauf ergab sich Mainz am 23. December und das schwedische Banner flatterte vom Mainzer Dom, zum Zeichen, daß das ganze Erzstift der Krone Schwedens gehöre. Die Stadt hatte keinen Widerstand geleistet, aber sie mußte gleichwohl die Plünderung mit 80,000 Thalern abkaufen und außerdem mußte die dortige Geistlichkeit 81,000 Thaler zahlen. „Wofern diese Summen“, sagte Gustav Adolf, „binnen kurzer Frist

*) „Im Kriege sind alle Mittel moralisch“, schrieb Napoleon an seinen Bruder Joseph.

nicht entrichtet würden, werde er die Stadt in einen Steinhaufen verwandeln.“ Vorläufig ließ er so viele Häuser zertrümmern, bis die Steine reichten, um sechs neue Bollwerke aufzuführen. Die Mainzer Bibliothek wurde, wie die zu Würzburg und Bamberg, verpackt und nach Schweden geschickt, ging jedoch, wie es heißt, in den Wellen der Ostsee zu Grunde.

Gustav Adolf stand nunmehr auf dem Gipfel seiner Macht, als anerkanntes Haupt des protestantischen Deutschlands.

Mainz wurde der Sitz „der schwedischen Regierung“ aller bereits eroberten und noch zu erobernden Länder am Rheine, sowie der Mittelpunkt aller ferneren schwedischen Militär- und Staatsoperationen. Der König hielt in Mainz und Frankfurt kriegerischen Hof; man kann seinen dortigen Aufenthalt mit dem Aufenthalte Napoleon's in Erfurt vergleichen. Er war umlagert von den Gesandten fast aller europäischen Mächte, vom deutschen Adel und von deutschen Kleinfürsten, welchen er jetzt wie früher reiche Beute an Kirchengut zusicherte. So schenkte er z. B. dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel die Abtei Fulda, das Stift Paderborn und das Stift Corvey „eigenthümlich und erblich“ für den ganzen Mannsstamm von Hessen-Cassel, unter Vorbehalt des Rückfalls an Schweden. Die Herzoge von Mecklenburg setzte er als Lehnsträger der schwedischen Krone wieder ein, forderte auch von den Herzogen von Braunschweig den Eid der Treue.

Auch der Winterkönig Friedrich V. hatte sich am Hofe eingefunden in der Hoffnung, Gustav Adolf werde ihm gemäß seiner frühern feierlichen Versprechungen die nunmehr eroberte Pfalz zurückgeben. Jedoch der König dachte

nicht mehr an frühere Versprechungen. Als ihn der englische Gesandte im Namen des Königs Karl I. um Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen bat, erwiderte er: es könne dieß nur geschehen, wenn der König von England ihm, dem Schweden, zwölftausend Soldaten schicke, sie besolde und unter seinen unbedingten Oberbefehl stelle; sonst sei es vergeblich, wegen Wiedereinsetzung Friedrich's V. in ihn zu dringen. Später schrieb er dem Pfalzgrafen, daß er ihn nur restituiren könne, wenn er ihn, „den König, für seinen Benefactorem erkenne, die zugestellten Lande von Niemand als ihm recognoscire, darüber ihn seiner beständigen Treue und Holdschaft versichere." Der König wollte unbedingt über die Kräfte der Pfalz verfügen, die festen Plätze besetzen und neue befestigen lassen, wobei die Unterthanen Frohndienste leisten sollten; nur ihm allein, verlangte er, dürfe die freie Werbung von Söldnern zustehen, Friedrich dagegen dürfe nur mit seiner Einwilligung werben, er müsse während des Krieges sich der schwedischen Führung unumschränkt unterwerfen und nach beendigtem Krieg, also in Friedenszeiten, einen Theil des königlichen Heeres nach dem Beispiel der übrigen Fürsten unterhalten. Bei der letzten Forderung konnte der König doch nur an eine Friedenszeit denken, in welcher er selbst als Herr und Gebieter mitten im Reiche stand, wo die Reichskrone sein geworden, sonst hätte diese Forderung keinen Sinn.

Auch mit Georg Wilhelm von Brandenburg knüpfte Gustav Adolf in Frankfurt wichtige Unterhandlungen an. Er schlug dem kurfürstlichen Kanzler Götze, der im Hoflager erschienen war, eine Verehelichung des brandenburgischen Erbprinzen Friedrich Wilhelm mit seiner Tochter

Christine, der Erbin Schwedens, vor. Der damals zwölfjährige Erbprinz sollte in Schweden im Lutherthum erzogen und dann später zum Kurfürsten von Mainz und Herzog von Franken erhoben werden, dafür aber müsse Brandenburg zu Gunsten Schwedens auf Pommern verzichten. Allein der Kurfürst von Brandenburg mißtraute seinem schwedischen Schwager, der ihn früher schon um Land und Leute betrogen hatte; die Unterhandlungen zerschlugen sich, angeblich wegen der Religion. Der Erbprinz ward später „der große Kurfürst", welcher die Schweden vom deutschen Reichsboden vertrieb.

Das Herzogthum Franken, welches Gustav Adolf dem brandenburgischen Erbprinzen zusicherte, hatte er zuerst dem Herzog Bernhard von Weimar, dann dessen Bruder Wilhelm versprochen; das mainzische Eichsfeld sagte er gleichzeitig Letzterm und dem Herzog Georg von Lüneburg zu: schließlich behielt er Alles für sich. „Hinfüro wird es heißen", schrieb der weimarische Gesandte an seinen Hof, „daß man ganz von Schweden dependire". So war es.

Aber konnten sich die landesverrätherischen deutschen Fürsten über Treubruch des Schweden beschweren, sie, die ihre dem Kaiser und Reich geleisteten Eide vergaßen und vom fremden Eroberer wie von einem Herrn über Deutschland Land und Städte begehrten! „Die eine Gewissenhaftigkeit", sagt der schwedische Geschichtschreiber Geijer, „entspricht hier der andern". Was immer aber Gustav Adolf in Deutschland that, war stets von der Erklärung begleitet: es geschehe Alles lediglich um „die teutsche Freiheit" zu retten.

Selbst die Türken und Tataren sollten nach seinem Wunsche sich an der Rettung der deutschen Freiheit betheiligen.

Wie er vor der Schlacht bei Breitenfeld dem Chan der Tataren eine bedeutende Geldunterstützung angeboten hatte, wenn er mit seinen Horden in die Gebiete des deutschen Kaisers einbrechen wolle, so schickte er jetzt von Mainz aus einen Gesandten an den mit der Pforte verbundenen Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen, um ihn zu einem Einfall in Ungarn oder in Oesterreich zu bewegen; er versprach, ihn bei allen Eroberungen, welche er machen würde, zu schützen.*) Seine Freundschaft mit den Türken, welche er gegen Habsburg aufreizte, war in Deutschland so wenig unbekannt, daß sie bei seinen eigenen Glaubensgenossen Bedenken erregte. Er selbst jedoch rühmte sich dieser Freundschaft in einem Briefe an die Republik Polen, die er damals seinem Scepter zu unterwerfen hoffte. Als „Gustavus von Gottes Gnaden rechtmäßiger Herrscher der Ostsee" warb er bei den polnischen Magnaten um die Königskrone und stellte ihnen, falls man ihn zum König erwähle, die Vereinigung Ungarns und Böhmens mit Polen in Aussicht. So maßlos waren seine ehrgeizigen Entwürfe zu derselben Zeit, als er nach der deutschen Reichskrone seine Hand ausstreckte.

---

*) Aus dem Lager bei Nürnberg schrieb der jüngere Camerarius, ein vertrauter Geheimsecretär Gustav Adolf's, an seinen Vater am 16. Juli 1632 „Von Ragoczy waren mehrere Eilboten hier, die wir mit Ermahnungsschreiben entließen. Man glaubt, er sei mit seinem Heere schon aufgebrochen, aber man kann sich nicht ganz auf ihn verlassen. Man gab Antwort auf sein Begehren und sandte sie dem Dr. Straßburger (dem Gesandten Gustav Adolf's bei der Pforte) nach Konstantinopel. Wenn es ihm wirklich Ernst ist, uns zu unterstützen und eine Wendung zu machen, kann er leicht Gelegenheit finden". Am 7. Sept. meldete Camerarius aus Nürnberg: „Unter anderen Gesandten, die be-

Hatte er sich in Halle und Halberstadt u. s. w. und dann im „Herzogthum Franken“ huldigen und schon von Mainz aus Schriften veröffentlichen lassen, worin er sich, „weil er das Reich vom Untergang errettet habe“, der Krone würdig und für sie berufen erklärte, so enthüllte er seine eigentlichen Pläne immer mehr auf seinen weiteren siegreichen Zügen in Süddeutschland.

Im Juni 1632 schickte er von Nürnberg aus einen Gesandten an den Kurfürsten von Sachsen mit dem Antrag: „Die Evangelischen bedürften durchaus eines Kaisers von ihrer Religion und der Kurfürst solle ernsthaft daran gehen, daß der König hierzu erwählt werde; Ferdinand II. habe sich durch Uebertretung der Reichsgesetze selbst der kaiserlichen Würde verlustig gemacht.“ Den Patriziern von Nürnberg sagte Gustav Adolf: „Er könne sich, was seine Belohnung beträfe, nicht wie ein hergelaufener Soldat mit dem Solde von etlichen Monaten abspeisen lassen. Man werde es billig finden, daß er die den Papisten abgenommenen Orte, als Mainz, Würzburg u. s. w. für sich zu behalten gedenke und über die an die Protestanten zurückerstatteten Länder, wie Mecklenburg, oberlehnsherrliche Rechte begehre; Pommern könne er

ständig hieher kommen, sind auch tartarische. So wird bald Vieles zu berichten sein“. — „Es ist eine merkwürdige Fügung in diesem Kriege“, sagt Onno Klopp, „daß weder Friedrich von der Pfalz, noch Christian von Dänemark, noch der Schwede Gustav Adolf, noch die Spätern es vermocht haben die Türken zur thätigen Theilnahme an diesem Kriege gegen das deutsche Reich, die Nation und die menschliche Cultur zu bewegen. Nicht an diesen drei Fürsten hat es gelegen, daß nicht Deutschland zu einem Tummelplatz der Türken ward. Sie haben dazu nach Kräften gearbeitet“.

ſchon wegen beſonderer Abſichten nicht laſſen, nämlich wegen der See; die alte Reichsverfaſſung tauge nicht mehr, es müſſe ein feſtes Bündniß der Evangeliſchen mit einem tüchtigen Haupte aufgerichtet werden.“ Als die Nürnberger erwiderten, ſie „wüßten kein beſſeres Haupt als Ihre Majeſtät von Schweden“, da bedeutete ihnen der ſchwediſche Geheimſchreiber Sattler: Guſtav Adolf könne „ſich mit einem ſo beſchränkten Einfluß im Reich, wie der Kaiſer bisher gehabt habe, nicht begnügen. Wenn der König mit der Zeit zum Kaiſer gewählt werden wolle, ſo werde er die im Reich gewöhnliche Capitulation nicht beſchwören.“

Dieſe Sprache war deutlich.

Guſtav Adolf wollte ein erbliches und zwar unumſchränktes Kaiſerthum, deſſen Hauptgrundlage der Beſitz der ſäculariſirten geiſtlichen Territorien und der Beſitz der Reichsſtädte ſein ſollte. Schon legten die Bürger der Reichsſtadt Ulm in die Hände des ſchwediſchen Befehlshabers den Unterthaneneid ab und die Bürger der Reichsſtadt Augsburg ſchwuren den kräftigen Eid: „dem großmächtigſten Fürſten und Herrn Guſtav Adolf, unſerm allergnädigſten König und Herrn und der Krone Schweden getreu, hold, gehorſam und gewärtig zu ſein und Alles zu thun, was getreuen Unterthanen ihrem natürlichen Herrn zu thun und zu leiſten obliegt.“ Ueberall handelte der König nach ſeinem Grundſatz: „Wenn ich Sieger bin, ſo ſind die Deutſchen meine Beute.“

Man kann jedoch kaum annehmen, daß es ihm, hätte er länger gelebt, wirklich gelungen ſein würde, ein ſchwediſch-proteſtantiſches Kaiſerthum in ſeinem Sinn zu errichten. Nicht allein die Macht des Kaiſers und der katholiſchen

Fürsten war ihm im Wege, sondern es stand ihm auch ein Kampf auf Leben und Tod mit seinen „Freunden“ bevor. Darum bekannte Gustav Adolf, wie Oxenstjerna später im Reichsrath sagte, „kurz vor seinem Tode, er wünsche nichts Anderes, als daß Gott ihn möchte von hinnen rufen, weil er einen Krieg mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen entstehen sähe.“

Zu diesen „Freunden“ gehörte zunächst Cardinal Richelieu, der den siegreichen „Gothen“ mehr als den deutschen Kaiser selbst zu fürchten begann. Richelieu drohte bereits dem Schweden mit Krieg, ließ dem Kurfürsten von Sachsen vorstellen, „wie die Würde der protestantischen Kurfürsten die schmachvolle Knechtschaft Schwedens sich nicht gefallen lassen könne“, und nahm durch den Reichsverrath des Trierer Kurfürsten bereits eine feste Stellung im Reiche ein.

Ferner gehörten zu diesen „Freunden“ die höhere protestantische Aristokratie und die Kleinfürsten, welche beim Schwedenkönig zum Bettel gegangen waren, aber im Lager zu Nürnberg im Juni 1632 aus dessen Mund die Worte hörten: „Ihr Fürsten, Grafen, Herren und Edelleute, ihr seid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen, ihr zerstöret, verderbet, verheeret dasselbe. Ihr Obersten, ihr Offiziere, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, keinen ausgenommen, ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ja ihr bestehlet euere eigenen Glaubensgenossen, ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gällt, wenn ich euerer Einen nur anschaue.“ Wäre Gustav Adolf wirklich Kaiser geworden, würde er kein Bedenken getragen haben „die Schmarotzerpflanzen

am Lebensbaum des deutschen Volkes zu tilgen“ das heißt jenen deutschen Kleinfürsten den Garaus zu machen, welche sich, länder- und beutegierig ihm, dem fremden Eroberer, gegen ihren Kaiser und Herrn angeschlossen hatten und dafür von ihm selbst mit verdienter Verachtung bestraft wurden. Allein der Kampf mit diesen Kleinfürsten wäre keine leichte Aufgabe gewesen. Sie begannen schon zu revoltiren,*): sei es, weil es ihnen beschwerlich wurde, „von Schweden abzuhängen“ oder weil die erhaltene Beute ihnen nicht ausreichend schien oder weil der Schwede sie um die gemachten Versprechungen betrog. Richelieu hätte sie mit neuer Lockspeise ebenso schnell für Frankreich gegen Schweden gewonnen, wenn es zwischen ihm, der sich einen „Befreier“ Deutschlands nannte und zwischen Gustav Adolf, der ebenfalls die „deutsche Freiheit“ schützen zu müssen vorgab, auf deutschem Boden zum Kampfe gekommen wäre.

Die unglücklichen Deutschen hätten nach wie vor grauenhaft gelitten.

Was hatte den Deutschen nicht jetzt schon der schwedische Eroberungszug gekostet! Unsere bisherige Darstellung gibt dafür genugsame Belege. Aber wir wollen uns zum bessern Beweis noch nach neuen unverdächtigen Zeugnissen umsehen,

*) „Er wünsche, ließ in späteren Jahren Oxenstjerna erklären, Schweden hätte sich nie in die deutschen Angelegenheiten gemischt, denn schon dem König hätten Viele übel gedient, und wäre dieser länger am Leben geblieben, so würden wahrscheinlich etliche hohe Häupter über die Klinge haben springen müssen.“ Oxenstjerna behandelte die deutschen Fürsten und Grafen mit noch größerer Verachtung als der König; wie Heiducken umgaben deutsche Fürsten und Grafen den Wagen des Schweden und mußten mit entblößtem Haupte dem Schweden das Wasser zum Waschen darreichen.

und deßhalb einen Rückblick auf die Kriegsführung Gustav Adolf's werfen.

Das schwedische Heer war in Deutschland immer mehr ein bloßes Söldnerheer von Kriegslustigen, Abenteurern und Freibeutern aus allen Nationen und Religionen Europas geworden. Mit französischem und holländischem Geld warb Gustav Adolf seine Söldner, und diese lebten auf Kosten der deutschen Länder, die sie durchzogen. Wenn wir nur die Mannschaften haben, schrieb der König einmal an Oxenstjerna, so werden „Haupt und Vorsteher jeder Armee hinlänglich Rath finden können, an den Orten, wohin sie beordert würden, selbst Mittel und Auswege sich zum Unterhalt zu suchen". Also der Krieg mußte den Krieg ernähren. Gustav Adolf selbst und seine Freunde schildern uns die Folgen dieses schrecklichen Verfahrens für Deutschland. „Es kamen dem König", meldet der offizielle schwedische Geschichtschreiber Chemnitz, „je länger je mehr Klagen vor, daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern, so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerhand Gewaltthaten ganz erfüllten, daß sie die Salvegarden ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden".

So im Februar 1631, kurz nach der von Richelieu dem Schweden gewährten Geldunterstützung.

Fünf Monate später, im Juli 1631 schreibt Gustav Adolf an Oxenstjerna: „Wir haben euch oft genug unsern Zustand zu erkennen gegeben, daß wir mit größter Armuth, Beschwerde und desordre uns und der Armee diese Zeit durchgeholfen haben, indem wir von allen unsern Dienern

verlaſſen ſind und einzig ex rapto (vom Raube), zu Schaden und Verderben aller unſrer Nachbarn den Krieg führen mußten, was bis auf dieſe Stunde continuirt, ſo daß wir Nichts haben, die Leute damit zu contentiren, außer was ſie ſelbſt mit unleidlichem Plündern und Rauben uſurpiren.“ Bald darauf klagt er, die Reiter „leben bloß von unordentlichem und ungebührlichem Plündern. Einer hat dadurch den Andern ruinirt, ſo daß Nichts mehr zu fangen iſt, weder für ſie noch die Soldaten in den Städten oder auf dem Lande“.

Wurde es etwa im folgenden Jahr beſſer? „Meine Landleute“, klagte der proteſtantiſche Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig im Jahr 1632 über das ſchwediſche Heer in einem Briefe an Guſtav Adolf, „entfliehen in die Städte oder in Einöden und bauen dort das Elend. Sie werden von der undisciplinirten Soldateska gleich wilden Thieren gejagt, gemartert und erſchoſſen. Die Weibsbilder werden barbariſch geſchändet, die Kirchen beraubt, überall ſolche Unthaten verübt, daß ſich die Sonne davor entſetzen und verdunkeln möchte. Die Soldaten reiten und gehen durch die Getreidefelder, um nachzuſehen, ob ſich etwa dort verjagte Menſchen verborgen, und dann hilft kein Weinen, kein Flehen, kein Klagen. Zwiſchen Neuſtadt am Rübenberg, Hameln, Hannover, Braunſchweig ſind die Dörfer menſchenleer“.

Dieſer Art betrugen ſich die ſchwediſchen Soldaten in proteſtantiſchen Ländern nach dem Zeugniß von Proteſtanten und dem Zeugniß des Heerführers ſelbſt. Es waren dieſelben Soldaten, welche täglich zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um ihren Feldprediger ſchließen mußten; dieſelben Soldaten, welchen man in neuern deutſchen

Geschichtsbüchern nachgerühmt hat: „Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsch Nichts berührt“!

Gustav Adolf wollte keineswegs die grausigen Ausschreitungen seines Heeres, die sein „Befreiungswerk“ auf deutschem Boden in ein eigenthümliches Licht stellten: er hat im Gegentheil oft genug Bürger und Bauern ermahnt, gegen die Plünderer einzuschreiten und sich zu wehren, er hat wohl gar mit eigener Hand der Plünderung Einhalt zu thun gesucht und hat zahlreiche „gute Ordnungen für die Mannszucht“ erlassen: aber die Dinge waren stärker als er; die grausigen Ausschreitungen waren die Folge des grausigen Grundsatzes, daß der Krieg den Krieg ernähre. Das Heer des Königs bestand zuletzt nur noch aus fürstlichen, adelichen und gemeinen Freibeutern, welchen er, auf dem Gipfel seiner Macht, ebenfalls in einem protestantischen Lande, im Lager zu Nürnberg im Juni 1632 die oben mitgetheilte zornglühende Ansprache hielt.

Gustav Adolf hatte bei der Nachwelt ein seltenes Glück.

Wie man über seine hochklingenden Worte vom „evangelischen Wesen“, das er schützen, vom „evangelischen Messias“, als welchen er sich betrachten müsse, seine politischen Eroberungszwecke vergaß, wie man ihn nicht nach seinem Thun, sondern nach seinen schön geformten Proclamationen beurtheilte, so beurtheilte man auch die „gute Mannszucht seines Heeres“ nicht nach dem wirklichen Thatbestand, sondern nach den Reden, welche er dafür hielt und nach den „guten Ordnungen“, welche er dafür ausgehen ließ.

Jedoch dieses Urtheil über die „gute Mannszucht“ drang nicht in's eigentliche Volk. Bürger und Bauern

behielten in protestantischen wie in katholischen Ländern die geschichtliche „Mannszucht“ d. h. die schwedischen Plünderungen und Mordbrennereien, die nach dem Tode des Königs sich fortwährend verschlimmerten, im Gedächtniß, feierten im lutherischen Sachsen nach Anderthalbjahrhundert noch den Abzug der Schweden durch besondere Dankfeste und erinnerten sich in Sachsen noch im Jahre 1813 bei dem Durchzug der schwedischen Truppen der grauenvollen Leiden ihrer Voreltern. Sie äußerten so lebhafte Furcht, daß ihnen die Schweden zu ihrer Begütigung zuriefen: „Fürchtet euch nicht. Wir sind nicht die Schweden des dreißigjährigen Krieges.“ Noch heute sagt das Volk sprüchwörtlich: „Hol' dich der Schwed'“, „Kreuz' Dänemark und Schwedennoth“; noch heute ist der Angstruf nicht vergessen: „Betet Kinder, die Schweden kommen.“ Vor allem blieb der sogenannte „Schwedentrank“ in grauenhaftem Andenken. Die schwedischen Soldaten gossen nämlich den unglücklichen Deutschen, die sie zur Herausgabe der letzten Habe zwingen wollten, Mistjauche oder durch Urin verdünnte Excremente ein, legten dann Bretter über die von diesen Flüssigkeiten strotzenden Leiber und tanzten so lange auf ihnen herum, bis die Unglücklichen unter den Tritten der grausamen Peiniger ihren Geist aufgaben. Dieser „Schwedentrank“ war schon unter Gustav Adolf gebräuchlich, denn wir finden, daß man ihn im Jahr 1632 in Mainz fürchtete.

Ein Zeitgenosse, der bekannte lutherische Dichter Logau, sagt in einem Sinngedichte:

An die Schweden.

„Alles Unschlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Asche von gesammtem Ort, den ihr setztet in den Brand,

Gäbe Seife nicht genug, auch die Oder reichte nicht
Abzuwaschen innern Fleck, drüber das Gewissen richt;
Fühlt es selbsten was es ist, ich verschweig' es jetzt mit Fleiß,
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgespielet, selbsten weiß."

In einem andern Sinngedicht sagt derselbe Patriot:

Sued, ein umgekehrter Gott: Deus.*)

„Daß die Schweden heißen Götter,
Bleibt wohl wahr: sie machten Wetter,
Und mit ihren Donnerkeilen
Konnten Deutschland sie zertheilen;
Götter sind sie, nicht zum Schützen,
Aber kräftig zum Beschnitzen:
Götter sind sie, die die Christen
Wenig bauten, sehr verwüsten:
Götter sind sie, ihr Berauben
Soll man noch für Wohlthat glauben:
Götter sind sie, ihre Plagen
Sollen sein ein Liebeschlagen:
Götter sind sie, wahrem Gotte,
Als zu Ehren, mehr zu Spotte."

*) Es gab nämlich Deutsche, welche sich viel darauf zu gut thaten, in dem Wort Sued, rückwärts gelesen, das Wort Deus gefunden zu haben. Heinsius stellte in einer eigenen Schrift den Schwedenkönig Gott an die Seite. In unserm Jahrhundert geschah von deutschen Lobhudlern ein Gleiches mit Napoleon. Schrieb doch selbst der berühmte Geschichtschreiber Johannes von Müller, der sich von dem corsischen Eroberer, gegen welchen er Anfangs in die „Posaune des heiligen Krieges" gestoßen hatte, anstellen ließ, aus Frankreich: „Wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen." Wie Gustav Adolf an einigen deutschen Orten als „Heiland der Heiden" von den Thürmen herab angeblasen wurde, so sahen Manche bei uns in Napoleon eine „Emanation des Weltgeistes, eine neue Menschwerdung Gottes zum Behufe der Welterlösung"; in den Europäischen Annalen von Posselt wurde einmal alles Ernstes der

Sogar von Deutschen wurde der Eroberungszug des Schwedenkönigs, der Deutschland zertheilte und beraubte, für eine Wohlthat gehalten. Aber Gustav Adolf selbst sprach sich darüber einmal mit denkwürdigen Worten, die wir unverkürzt mittheilen wollen, ganz anders aus. Als nämlich Jemand nach der Schlacht bei Breitenfeld in seiner Gegenwart von ihm rühmte, er sei zum Heil der Menschheit geboren und sein Heldenmuth sei ein Geschenk des Himmels, erwiderte er: „Sagt vielmehr, daß es ein Merkmal seines Zornes sei. Ist der Krieg, den ich führe, ein Hilfsmittel, so ist er doch viel unerträglicher als euer Uebel. Es ist ein Beweis der Liebe Gottes gegen sein Volk, wenn er dessen Königen gewöhnliche Seelen gibt. Derjenige, welcher keinen zu hohen Geist hat, macht nicht leicht übertriebene Anschläge. Die Ehr- und Ruhmbegierde lassen ihn in Ruhe. Wenn er seinen Geschäften obliegt,

---

Vorschlag gemacht, „eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleon's Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschland's strahle". Die Worte, welche Görres Napoleon in den Mund legte, ganz im Geiste des Corsen, hätte auch Gustav Adolf sprechen können: „Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter den Deutschen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Untereinander haben sie sich erwürgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu thun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen und thörichttoller kein anderes auf Erden. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des Krieges gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen." Freilich nicht die deutschen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, sondern die Geschichtsdichter der spätern Zeit haben den Schweden besungen.

sind seine Länder desto glücklicher, und überläßt er einem seiner Unterthanen einen Theil seiner Sorgen, so entspringt daraus kein größerer Nachtheil, als daß dieser auf Unkosten des Volks sein Glück macht, selbst Geld sammelt, seine Freunde emporhebt, von seines Gleichen gehaßt und beneidet wird. Alles dieses ist kein Unheil und kann mit dem nicht in Vergleich gesetzt werden, welches die Ehrsucht eines großen Königs anrichtet. Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle Ruhe und zwingt ihn, sie auch seinen Unterthanen zu rauben. Er hält alle diejenigen für seine Feinde, die sich ihm nicht unterwerfen wollen. Er ist ein Strom, der die Gegenden verwüstet, durch die er fließt, und da sich seine Waffen ebenso weit als seine Hoffnungen ausbreiten, so erfüllt er die Welt mit Schrecken, Elend und Verwirrung."

Man weiß, daß auch Napoleon vor einigen Vertrauten einmal sich und sein Thun in ähnlicher Weise gekennzeichnet hat.

Wie in Napoleon, so lebte in Gustav Adolf der unersättliche Drang des Eroberers, der sich durch keinen Widerstand hemmen, durch keine Erfolge befriedigen läßt, der aus jedem Kriege Samen zu neuem Kriege streut, im Gewühl der Schlachten an sich und Anderen das Leben gering achten lernt, auch die Friedfertigen in's blutige Spiel der Waffen hetzt, erbarmungslos über die Häupter der Völker hinwegschreitet und nur Ruhe findet im Grabe. „Für mich giebt es keine Ruhe mehr", sagte Gustav Adolf vor seinem Krieg in Deutschland den schwedischen Reichsräthen, „es sei denn die ewige Ruhe."

Wer in Deutschland Gustav Adolf feiern will, muß auch Napoleon feiern, ja die Feier Napoleon's wäre eine

geringere Sünde gegen das deutsche Nationalgefühl und die Ehre der Nation, als die des schwedischen Eroberers.

Napoleon hat, allerdings ohne es zu beabsichtigen, große Verdienste um die Entwicklung unserer nationalen Kräfte gehabt, während der Schwede, nach den treffenden Worten des protestantischen Geschichtschreibers Leo, „durch seinen Einbruch das Reich vollends aus den Fugen riß, dessen weitere Schwächung veranlaßte und der deutschen Nation, die bis dahin die vornehmste der Christenheit gewesen, Ehre und Ansehen in Europa herabbrachte.“ Mit dem Namen Napoleon's verbindet sich wenigstens keine Erinnerung an innere religiöse Kämpfe, vielmehr die Erinnerung an eine Zeit, da die Deutschen unter dem Druck eines fremden Eroberers sich vor Gott beugen, wo sie beten lernten, ihr religiöses Leben kräftigten und dann ohne Unterschied der Confessionen treu zusammen standen und den fremden Eroberer bannten: mit dem Namen Gustav Adolf's ist dagegen unzertrennbar die Erinnerung an den innern religiösen Hader von Deutschen gegen Deutsche verknüpft, welchen der Schwede wachrief, welchen er als Mittel für seine Eroberungszwecke benutzte: ein Hader, der uns in Folge des dreißigjährigen Krieges nicht bloß Gut und Blut gekostet, sondern der auch eine Schwächung des religiösen Sinnes, eine kalte glaubenslose Gleichgültigkeit in den höchsten Fragen des Lebens, oder eine starre Verknöcherung oder eine pietistische Süßlichkeit und Hypochondrie erzeugt hat, an deren Wirkungen wir noch heute leiden.

„Und dennoch werden,“ sagt Leo, „Jahraus Jahrein dem Gustav Adolf und seinen Schweden in Deutschland Weihrauchfeuer angezündet und das urtheilslose Hingeben

an die Erinnerungen des traditionellen Enthusiasmus auf den Schulbänken läßt dem Schweden noch neuerdings Denkmale in Deutschland von deutschem Gelde errichten. Da möchte man wirklich mit Luther ausrufen: Ja, es ist nicht Anders, wir Deutsche müssen aller Fremden Esel sein und bleiben."

Rußland und Polen

vor hundert Jahren.

Ein Vortrag

(1864).

Die Blicke Europa's sind gegenwärtig (1864) auf Polen gerichtet, wo Rußland einen schon vor hundert Jahren begonnenen Vernichtungskampf gegen eine ehedem ruhmreiche und um unsere Civilisation hochverdiente Nation blutig zu Ende führt und im Begriffe steht ein katholisches Volk aus der Reihe der Völker auszustreichen. Ein wahrhaft unerhörtes Vorgehen, welches einen Schrei der Entrüstung hervorruft, nicht allein bei den Katholiken, sondern überall, wo man noch ein Recht der Nationalität anerkennt und einem jeden Volke das heiligste Erbe seiner Vorfahren, eine freie Ausübung und Pflege seiner Religion, unverkümmert gewahrt wissen will.

Aber es gibt gleichwohl viele Stimmen, auch in Deutschland, welche verkünden: Polen verschulde sein eigenes Unglück, es habe durch inneres Verderbniß und Anarchie Rußland und die mit ihm verbündeten Mächte zur Theilung des Landes genöthigt, und es sei Unrecht bei dieser Theilung noch von Unheil oder Frevel zu sprechen. Noch in den letzten Wochen las man in offiziellen russischen Berichten: Rußland habe niemals die polnische Nationalität und die katholische Kirche Polens antasten wollen; es sei zu den Maßregeln, welche es jetzt ergreife, lediglich durch Noth-

wehr gezwungen worden, und die Maßregeln bezweckten nur Bürgerglück und die Förderung wahrer Freiheit und Humanität.

So sprach Rußland in offiziellen Erlassen auch vor hundert Jahren, als es den Vernichtungskampf gegen die Polen und ihre Religion begann. Darum ist es gerade jetzt, da wir diese Sprache von Neuem hören, von besonderm Interesse, einen Blick rückwärts in die Geschichte zu werfen, und uns nicht durch Unterstellungen und subjective Ansichten und nicht durch „hohe Worte", sondern lediglich durch Thatsachen die Fragen zu beantworten: ob Rußland zu seinem Kampfe gegen Polen durch die Polen selbst genöthigt worden; welche Mittel es zu diesem Kampfe verwendete; ob es durch ihn die Zwecke der „Freiheit und Humanität" befördern wollte, und ob es von Anfang an, oder erst später, durch Noth gezwungen, seine Angriffe vorzugsweise gegen die katholische Kirche Polens gerichtet hat.

Für uns Deutsche hat die richtige Einsicht in diese Dinge eine um so größere Bedeutung, weil „die polnische Frage", seitdem Rußland sie aufwarf, stets zugleich eine deutsche Frage war. Rußland wollte und will Polen besitzen und die polnische Nationalität vernichten, nicht bloß Polens wegen, sondern um Polen als einen Stützpunkt für die Hebel zu gebrauchen, mit welchen es Deutschland zu erschüttern hofft. Polen ist für Rußland nur die Brücke, über die es nach Deutschland kommen will, um bei uns einen vorherrschenden Einfluß auszuüben und dadurch eine russische Dictatur über Europa zu ermöglichen. Die Czarin Catharina II. spricht dies, wie wir hören werden, mit vollem politischen Bewußtsein in einer geheimen Anweisung an ihre Gesandten in Warschau aus, und der in alle

Staatsgeheimnisse tief eingeweihte russische Minister Pozzo di Borgo äußert am 20. October 1814 in einer geheimen Denkschrift an Kaiser Alexander I. unverhohlen dieselben Gedanken. „Rußlands neuere Geschichte", sagt der Minister, „habe fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstand; diese sei in der Absicht unternommen, Rußland in unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Völkern Europas zu setzen, und ihm einen weiten Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und seiner Talente, für die Befriedigung seines Stolzes, seiner Leidenschaften und Interessen zu eröffnen; die Folgen dieses gelungenen Planes zerstören, hieße die Einheit der Regierung antasten. Deutlicher noch als Pozzo di Borgo betont Graf Nesselrode, daß „Rußlands polnische Zwecke in Deutschland liegen," und nur mit Rücksicht auf Deutschland spricht heute noch Fürst Gortschakoff ungescheut von der „Assimilationsarbeit, welche in Polen nothwendig war, um die geschichtlichen Divergenzen unter dem Druck einer starken Einheit zu vernichten." Als Kaiser Nicolaus I. den systematischen Vernichtungskampf gegen alle Elemente der polnischen Nationalität bereits für vollendet hielt und mit Hülfe des assimilirten Polens den Sieg der Czarenpolitik seit Peter I. bereits besiegelt glaubte, sagte er am 21. Februar 1853 zu dem englischen Gesandten Lord Seymour: „Um die Franzosen kümmere ich mich sehr wenig, und wenn ich von Rußland spreche, spreche ich eben so gut von Oesterreich; haben die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung vollkommenes Vertrauen, Eines zu des Andern Absichten, so kehre ich mich nicht um das Uebrige." Man sieht, der Czar betrachtete den österreichischen Kaiserstaat bereits als seinen Vasallen, und von Preußen und den

deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten zu reden, ſchien ihm nicht einmal mehr der Mühe werth.

Weil demnach die Politik, welche der Petersburger Hof ſeit Peter I. gegen Polen befolgte, in innigſter Verbindung mit ſeiner Politik gegen Deutſchland ſteht, ſo müſſen wir unſern geſchichtlichen Rückblick mit einigen Worten über die Beziehungen Rußlands zu unſerm Vaterlande beginnen.

Als der deutſche König Maximilian I. im Jahre 1492 mit banger Ahnung vorausſagte: das Reich werde im Weſten durch die Franzoſen „in ewig Zeit ohn Aufhören verderbt und ausgetilgt werden", da wies der Mainzer Erzbiſchof Berthold von Henneberg gleichzeitig auf die Gefahren hin, welche dem Vaterlande dereinſt im Oſten von den Ruſſen bevorſtänden. Nur zu bald bewahrheiteten ſich ſeine Worte. Die moskowitiſchen Großfürſten hatten durch Verpflanzung deutſcher Culturelemente nach Rußland vom deutſchen Reich nur Wohlthaten empfangen, aber ſie vergalten dieſelben ſofort durch Zerſtörung des hanſeatiſchen Comptoirs zu Nowgorod und durch wiederholte Verſuche, Livland, dieſe äußerſte Mark des Germanenthums im Oſten, zu unterjochen. Später ging dieſes Land, trotz aller auf deutſchen Reichstagen über des „Muskowiters erſchrecklich Fürnehmen" eingebrachter Denkſchriften dem deutſchen Reiche unwiederbringlich verloren und alle Vorſtellungen: was es für Geſammtdeutſchland zu bedeuten habe, wenn der Moskowiterſtaat „Herr und Gebieter der Oſtſee" würde, verhallten ungehört. Man ſolle doch, ließ Herzog Alba im Juli 1571 die in Frankfurt verſammelten Reichsſtände dringend bitten, die fernere Ausfuhr von Kanonen, Panzern, Flinten und ſonſtigen Kriegsbedürfniſſen nach Rußland unterſagen; denn wenn Rußland, prophezeite er, die

militärische Bildung und die militärischen Hülfsmittel des übrigen Europas je sich aneignen sollte, so werde es sicherlich dereinst als ein furchtbarer Gegner nicht bloß des deutschen Reiches, sondern des gesammten Abendlandes erstehen. Einen gleich richtigen Blick hatte König Gustav Adolf von Schweden. Die Ausschließung der Russen von den Ostseeküsten betrachtete er als eine unerläßliche Bedingung für die Sicherheit des nördlichen Europa's, er forderte zum gemeinsamen Kampf gegen Rußland auf, und der Tapferkeit der Polen und Schweden gelang es, die Moskowiter unter den ersten Herrschern aus dem Hause Romanow von allem Einfluß auf das Abendland auszuschließen.

Aber anders wurden die Dinge, seitdem Peter I. die Zügel der Regierung ergriff und die Umbildung Rußlands aus einem mongolischen Reich zu einem europäischen Militärstaate als seine eigentliche Lebensaufgabe ansah, „die asiatische Machtfülle des Kaiserthums erhöhte, indem er die Mittel derselben in europäischer Weise regelte und disciplinirte". Während er seine Unterthanen, nach einem Ausspruch König Friedrich's II., bearbeitete wie Scheidewasser das Eisen, sie durch Verbannung und Schaffot, Knute und Kerker zu „civilisiren" suchte, erklomm er durch sein bekanntes Erbfolgegesetz die höchste Stufe der Autokratie, legte aber durch seinen Despotismus den Grund zu jenen in der Folgezeit im russischen Reich so häufigen revolutionären Zuständen, welche die Russen bei der Ermordung Paul's I. mit dem schrecklichen Wort charakterisirten: „Der Mord ist unsere Constitution." (L'assasinat c'est notre magna charta). Je größere Fortschritte der Despotismus im Innern machte, desto unersättlicher wurde die Gier nach auswärtigen Eroberungen. Nicht zufrieden mit der Be-

herrschung der Ostsee und der Ausbeutung Schwedens und Dänemarks, wollte der Czar auch in Constantinopel regieren, durch „Polen nach Deutschland eilen“ und dann im Bunde mit Frankreich eine innere Umwälzung in England bewirken.

So lange der Czar in seinen ersten Regierungsjahren noch um die Existenz seines Staates focht, war er bescheiden genug, sich mit dem Besitz eines Theiles von Polen zu begnügen. Er ließ im Jahre 1703 dem polnischen Wahlkönig August II. zusichern: er werde ihn, falls Rußland und Preußen eine Theilung Polens in's Werk setzen würden, zum Erbkönig über einige Provinzen des Landes erheben. Auch noch im Jahre 1710 ging Peter auf bestimmte Theilungsvorschläge des preußischen Hofes, wonach „für die Ruhe und die wahren Interessen der polnischen Nation“ Livland und ein Strich von Lithauen an Rußland, Polnisch-Preußen und Samogitien an Preußen und das übrige Polen als Erbstaat an August II. fallen solle, nach kurzem Sträuben bereitwillig ein. Am 2. März 1711 trat er in einem förmlichen Traktat Elbing und einen Theil von Polen an Preußen ab.

Später aber, nachdem diese Theilungsprojecte auf Kosten Polens an dem energischen Widerstand Oesterreichs und der Seemächte gescheitert waren, wollte der Czar selbst, da sich seine Macht immer mehr befestigte, nichts mehr von einer Theilung Polens wissen. Er sah sich schon als Herrn über das ganze Polen und den ganzen Norden an. Es wäre ihm, ließ er auf einen neuen Theilungsvorschlag von Seiten Preußens nach Berlin melden „an der Acquisition mehrerer und fast wüsten Länder, da ihm ohnedem Polen, so gut als wenn es sein wäre, offen stünde, so viel nicht gelegen, daß er um deswillen die Republik über'n

Haufen werfen und sich einen mächtigen Nachbarn (einen polnischen Erbkönig) auf den Hals ziehen sollte".

Peter gedachte nämlich noch auf einem andern Wege als durch Polen seinen Einfluß in Deutschland zu sichern, und im „getheilten" deutschen Reich, wie er sich ausdrückte, „festen Fuß zu fassen". Er stellte an den deutschen Kaiser und die Stände das Ansinnen, ihm für das an Rußland annexirte, ehemals zum Reich gehörige Livland die Reichsstandschaft, Sitz und Stimme am deutschen Reichstag, zu übertragen; als er damit nicht durchdrang, wollte er, zur Erreichung desselben Zieles, Livland gegen Mecklenburg austauschen.*) Er quartierte bereits 40,000 Russen in Mecklenburg ein und brandschatzte, allen Vorstellungen des Kaisers Karl's VI. zum Trotz, dieses Herzogthum, das Fürstenthum Eutin und die Reichsstadt Lübeck. Im deutschen Reich, meinte Peter, „brauche man nur zu angeln, um reichlich zu fischen." Er ließ darum im Jahre 1717 nach Paris melden, daß er bereit sei, auf den ersten Wink des französischen Machthabers mit einer Armee von 80,000 Mann, wann und wo es nöthig, in das Herz von Deutschland einzudringen. Gleichzeitig als er für Preußen die wärmsten Sympathien heuchelte, schloß er im Jahr 1718 mit Karl XII. von Schweden, seinem früheren Todfeind, einen Vertrag ab, worin er, um Mecklenburg zu erwerben und den preußischen König Friedrich Wilhelm I. zur Rückgabe Stettins und aller schwedischen Eroberungen zu nöthigen, ein Heer von 80,000 Mann in Brandenburg einrücken zu lassen versprach. Der plötzliche Tod Karl's XII. verhinderte die Ausführung des Traktats.

*) Um etwa den deutschen Kaiserthron in Aussicht zu nehmen und so Deutschland in seinen Armen zu ersticken?

Aber dem Vordringen des Russenthums in Europa wurde kein energischer Widerstand entgegengesetzt. Das im Jahre 1719 zwischen dem deutschen Kaiser, England und Polen gegen den Czaren abgeschlossene Bündniß blieb ohne Erfolg, und ebenso erfolglos blieb im Jahre 1720 der großartige Plan Englands zur Gründung einer europäischen Coalition gegen Rußland. Wenn man nicht, stellte England damals dem deutschen Kaiserhof vor, mit gemeinsamen Kräften den Czaren „in die Wälder und Sümpfe seines Landes zurücktreibe," so werde Rußlands furchtbare Macht für alle Zukunft den europäischen Frieden stören und zunächst Polen als eine leichte Beute sich aneignen.

Auf Polen richtete Peter, nachdem ihm seine Versuche, sich ein deutsches Fürstenthum anzugliedern, mißlungen waren, in seinen letzten Regierungsjahren fast ausschließlich seine Blicke, und schrieb bekanntlich in seinem politischen Testament seinen Nachfolgern ein förmliches Programm vor, wie Polen durch rastlose Anzettelung innerer Wirren und Parteiungen, durch Bestechungen und Intriguen aller Art unter russische Botmäßigkeit zu bringen sei.

Schon seine ersten Nachfolger verstärkten durch treue Befolgung dieser Rathschläge ihren Einfluß in Polen. Seitdem Kaiser Karl VI. sich gegen den Rath des scharfblickenden Prinzen Eugen von Savoyen nach dem Jahre 1733 in die polnischen Thronstreitigkeiten einmischte und, um Polen einen König zu geben, die deutsche Provinz Lothringen aufgab, schalteten russische Heere nach freiem Belieben in Polen, und Curland, ein polnisches Reichslehen, wurde russischen Befehlen unterworfen. Als dann unter Maria Theresia und Friedrich II. der schwere Kampf zwischen

Oesterreich und Preußen entbrannte, arbeitete der Moskowiterstaat mit gleicher Pünktlichkeit wie bezüglich Polens an der Ausführung der Vorschriften, welche Peter in Bezug auf Deutschland in seinem politischen Testament gegeben hatte. Rußland müsse sich, verlangte der Czar, in alle deutschen Angelegenheiten ohne Unterlaß einmischen, das Kaiserhaus gegen die deutschen Fürsten unterstützen, zugleich aber deren Eifersucht gegen das Kaiserhaus schüren und sie daran gewöhnen, in dem russischen Czaren ihren Protector zu erblicken.

Diese Vorschriften blieben für alle Zukunft die Richtschnur der russischen Politik in Deutschland. Noch im Jahre 1837 sprach sich eine russische Denkschrift dahin aus: „Die correcte russische Politik habe die deutschen Staaten unter sich, die Fürsten gegen die Völker und umgekehrt die Völker gegen die Fürsten mit Mißtrauen und Eifersucht zu erfüllen, dann würden sie alle in die Abhängigkeit Rußlands gerathen, und je nach Umständen zur Entschädigung für dieses selbst und für Andre, die kleineren Staaten auch geeigneten Falls zur Vergrößerung Preußens dienen."

Jedoch nicht immer wollte man in Petersburg eine Vergrößerung Preußens, am wenigsten in der ersten Hälfte der Regierungszeit Friedrich II., weil man dessen Eroberungsplane gegen Curland, Polnisch-Preußen und Danzig fürchtete. Die russische Czarin Elisabeth trat gegen Friedrich auf Seiten Oesterreichs, und der im Jahre 1753 in Moskau versammelte Reichsrath stellte als Staatsmaxime auf: man dürfe nicht bloß eine weitere Ausdehnung des preußischen Staates nicht gestatten, sondern müsse denselben auf seine frühern engen Grenzen zurückführen. Aus allen Kräften suchte

dann Rußland im siebenjährigen deutschen Bruderkrieg den Kampf zu verlängern, damit die deutschen Mächte desto mehr sich abschwächten und die russische Suprematie über Polen nicht behinderten. In Polen lag das Hauptmotiv der Theilnahme Rußlands am Krieg, und Rücksichten auf Polen bestimmten die räthselhafte Haltung der moskowitischen Heerführer während dessen ganzen Verlaufs. Jammervoll waren die Zustände des unglücklichen Polens während der Kriegsjahre. Russische Truppen durchzogen das Land, zwangen mit Gewalt polnische Rekruten zum Kriegsdienst und plünderten und brandschatzten die Bewohner in einer Weise, daß Lord Stormont, der englische Gesandte in Warschau, in einem amtlichen Bericht vom 24. Januar 1761 die Ueberzeugung aussprach: Friedrich II. brauche nur ein Heer von 25—30,000 Mann nach Polen zu senden, um dort eine allgemeine Erhebung zu seinen Gunsten hervorzurufen. Im ganzen Lande glaube man, daß Friedrich der Einzige sei, durch den die Befreiung Polens von den übermüthigen Russen erwirkt, und den schlimmern Bedrängnissen vorgebeugt werden könne, deren man sich von ihnen in Zukunft gewärtige.

Polen selbst war nicht ohne große Schuld an den Bedrängnissen, von welchen es seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts heimgesucht wurde. Es befand sich seit dem Aussterben der Jagellonen (1572) in dem Zustand einer fast permanenten Anarchie. Der Adel hatte alle Hoheitsrechte an sich gerissen, und mit gleicher Consequenz, wie er das Königthum zu einem leeren machtlosen Schattenbilde herabgewürdigt hatte, alle Freiheiten des Bürger- und Bauernstandes unterdrückt. Wie aber der Adel alle anderen Staatsfactoren unterworfen hatte und auf den Reichstagen

nicht bloß alle gesetzgebende Gewalt ausübte, sondern auch das Recht Auflagen zu erheben, Krieg anzukündigen und Frieden und Bündnisse zu schließen: so war er seinerseits wieder von den Launen und der Willkür jedes einzelnen seiner Mitglieder abhängig, indem auf den Reichstagen durch das sogenannte Liberum Veto, das heißt durch den Widerspruch eines Einzelnen, alle Beschlüsse der übrigen unkräftig gemacht und vereitelt werden konnten. Jedes adeliche Individuum, rühmte man sich, sei in Polen souverän. Obgleich das Liberum Veto binnen 110 Jahren von 55 Reichstagen nicht weniger als 48 zerriß und so alle Gesetzgebung und geregelte Finanzverwaltung unmöglich machte, und obgleich es der Nation doppelt zur Schande gereichte, weil es nicht selten ausgeübt wurde in Folge von Bestechung mit einigen hundert Thalern, so hielten dennoch die verblendeten Aristokraten an diesem unsinnigen Rechte fest und Viele derselben nannten es das eigentliche Palladium ihrer Freiheit. Ruhmreich in seinen ritterlichen Eigenschaften und jeden Augenblick bereit, Gut und Blut für's Vaterland zu opfern, vernachlässigte der polnische Adel alle wahre staatliche Organisation und die Begründung eines geordneten Rechtssinnes, durch den allein die Blüte eines Volkes gedeihen kann.

Kein Wunder deßhalb, daß Polen sich immer mehr dem Verfalle näherte und daß schon im siebenzehnten Jahrhundert verschiedene Stimmen eine bevorstehende Theilung des Landes unter die umwohnenden Mächte verkündeten.

„Es wird eine Zeit kommen", sagte im Jahre 1605 der berühmte Kanzelredner Peter Skarga den Adelichen voraus: „da ihr ohne König sein werdet, ohne

Vaterland, verbannt, auf fremder Erde, und verachtet von denen, die ehedem aus Furcht euch Hochachtung bewiesen.“ Viel bestimmter noch äußerte sich im Jahre 1661 König Johann Casimir vor öffentlichem Reichstag: „Bei unserer innern Zwietracht haben wir die Angriffe des Auslandes und die Theilung der Republik zu befürchten. Der Moskowiter — wolle Gott, daß ich ein falscher Prophet sei — wird uns Russisch-Polen und Lithauen entreißen, Brandenburg wird sich Großpolens und Westpreußens bemächtigen und auch Oesterreich wird bei dieser Zerstückelung die Gelegenheit benutzen wollen und sich Krakau aneignen.“ Auch der vielgeprüfte König Stanislaus Leszinski wendete sich mit beredter Stimme in einer besondern Schrift im Jahr 1733 an den Adel des Landes und beschwor ihn, eine Reform der Verfassung vorzunehmen, das Liberum Veto abzuschaffen, dem Bürgerstand politische Rechte zu gewähren und die Bauern aus dem Joch einer harten Dienstbarkeit zu befreien. Trete aber, prophezeite der königliche Schriftsteller, in politischer und in socialer Beziehung keine Besserung der Zustände ein, so würde Polen die Beute eines Eroberers werden, oder die benachbarten Mächte würden das Land unter sich vertheilen.

Leszinski's warm patriotische Mahnungen zündeten in den Köpfen vieler Adelichen. Es erschienen mehrere Schriften, die sich eingehend mit den nothwendigen Reformen beschäftigten, und es bildete sich eine starke Partei heran, welche die Verfassung im Sinne des westeuropäischen Staatswesens umgestalten, das Königthum kräftigen und erblich machen, auf den Reichstagen das Majoritätsvotum einführen, kurz, welche dem Lande eine constitutionell-monarchische Regierungsform verschaffen wollte.

Man kann es kaum in Zweifel ziehen, daß Polen, falls es sich damals unbehindert durch fremden Einfluß hätte entwickeln können, die innere Anarchie überwunden und, wenn auch erst nach schweren Kämpfen, Ordnung, Macht und Ansehen wiedererlangt haben würde. Die Wiedergeburt Polens wäre auch für das ganze Abendland vom größten Vortheil gewesen, vornehmlich für Deutschland, welches in Polen das Hauptbollwerk gegen Rußlands immer weiter vordringende halborientalisch-barbarische Macht erkennen mußte.

Aber Rußland trat von Anfang an jedem Versuch einer Wiedergeburt Polens hemmend entgegen. Als dort die Reformideen kaum laut geworden waren, erklärte die Czarin Elisabeth schon im Jahre 1745, daß sie sich jeglicher Veränderung der polnischen Verfassung, das heißt jeglichem Versuch der Anarchie ein Ende zu machen, mit allen Mitteln, selbst mit Waffengewalt, widersetzen werde.

Besonders energisch wurde dieser Widerstand Rußlands gegen alle staatlichen Reformen in Polen unter Catharina II.

Catharina II. trat mit voller Kraft die Erbschaft Peter's I. an, und wollte vor allem wieder Polen als Brücke benutzen, um gebieterisch in Deutschland einzuziehen. Unersättlich in der Befriedigung ihrer sinnlichen Gelüste, war die Kaiserin ebenso unersättlich in ihrer Herrschbegier. Das Meisterstück ihrer Politik bestand in der Kunst, mit der sie den größten Theil des Auslandes enthusiastisch für sich zu begeistern wußte, während sie demselben eine Dictatur aufzwang, welche an Kraft und Einheit jene von Luwig XIV. weit überragte.

Catharina war die erste gekrönte Jacobinerin in Europa. Sie befolgte in ihrer Politik alle jene destructiven,

revolutionären Grundsätze, die wir gewöhnlich als Erzeugnisse der französischen Revolution betrachten. Die französische Revolution hat lediglich dieselben Principien proklamirt, welche die „neue Semiramis und Messalina des Nordens“ ein Menschenalter hindurch beständig im Munde geführt, durch die sie alle Rechtsverletzungen, Vertragsbrüche und Eroberungen zu legitimiren gesucht hatte.

Als die französischen Revolutionsmänner die Kirchengüter einzogen, folgten sie nur dem Beispiele der russischen Autokratin, welche durch den Raub von Kirchen- und Klostergut ihre Einkünfte jährlich um zwanzig Millionen Franken erhöhte, und zwar, wie sie dem russischen Clerus erklärte, aus bloßer Vorsorge für die Kirche, die sie von den „widerrechtlichen Anmaßungen des Reichseigenthums“ befreien und zu der von Gott gewollten primitiven Einfachheit zurückführen müsse! Als die französischen Revolutionsmänner Assignaten ausgaben, entnahmen sie nicht bloß die Sache, sondern sogar den Namen für dieselbe von ihrem Vorbilde Catharina, welche Rußland mit Assignaten überschwemmt und den Credit vernichtet hatte, lediglich in der bürgerfreundlichen Absicht, „die Capitalien eines jeden Particuliers“, wie sie sich amtlich ausdrückte, „ohne den geringsten Verzug mit eines Jeden Nutzen roullirend zu machen.“ Als die Revolutionsmänner im Namen der „Freiheit und Gleichheit“ die umwohnenden Völker mit der ärgsten Tyrannei heimsuchten, konnten sie sich ebenfalls auf Catharina berufen, welche, wie wir noch hören werden, unter derselben Aegide in Polen ein wehrloses Volk zu Tode würgte.

Catharina hatte kaum im Jahre 1762 durch die Ermordung ihres Gemahls den usurpirten russischen Thron

bestiegen, als sie den Vernichtungskampf gegen Polen in's Werk setzte.

Indem sie sich auf das „Recht der Nachbarschaft" berief, zwang sie mit schreiender Verletzung des Völkerrechtes durch die Gewalt der Waffen dem polnischen Lehnsstaat Curland einen russischen, von ihren Befehlen abhängigen Statthalter auf, ließ auch in Lithauen russische Truppen einrücken. Gleich als wäre sie schon völlige Herrin des Königreiches, verlangte sie von dem polnischen König August III. Rechenschaft über seine Regierung und Verwaltung. Nachdem dann der lange kränkelnde König am 5. October 1763 gestorben war, schrieb sie ihren Gesandten in Warschau, dem Grafen Kayserlingk und dem Fürsten Repnin, in einer geheimen höchst bemerkenswerthen Instruction genau die Mittel und Wege vor, wie Polen von Rußland unterjocht werden könne.

Vor allem, heißt es darin, erfordere die Politik Rußlands, daß Polen niemals zu einer erblichen Monarchie erhoben werde; denn die Erblichkeit der Krone wäre der erste und sicherste Schritt „zu allen anderen Reformen, die den russischen Interessen schädlich" seien. Sodann müsse man dafür sorgen, daß die polnische Armee niemals verstärkt, und das Liberum Veto, das heißt die Anarchie niemals beseitigt würde, weil Rußland darin seinen größten Nutzen und die vorzüglichste Grundlage seines unmittelbaren Einflusses auf die europäische Politik erkenne. Nicht ein auswärtiger Fürst, sondern nur ein den russischen Zwecken dienstbarer Adelicher des Landes dürfe den Thron besteigen: Stanislaus Poniatowski sei der geeignetste Candidat. Dieser müsse aber vor seiner Wahl noch bestimmte Garantien geben, daß er aus Dank-

barkeit gegen die Czarin alle Plane derselben zu jeder Zeit durchführen und die Anliegen und Vortheile Rußlands stets als seine eigenen betrachten wolle. Um aber die Wahl des russischen Candidaten zu ermöglichen, stelle sie behufs Bestechung der Landboten auf den Landtagen den Gesandten ungeheuere Geldmittel zur Verfügung; mit gleichen Mitteln müsse der polnische Reichstag dahin gebracht werden, die russische Intervention und Garantie für alle Gesetze, Privilegien und Freiheiten Polens nachzusuchen. Dadurch gewänne die Czarin einen „plausiblen Vorwand", sich zu jeder Zeit in die polnischen Angelegenheiten einzumischen und mit Bequemlichkeit alle Hebel, welche sie für passend erachte, in Bewegung zu setzen. Alles dies genügte noch der Czarin nicht. Sie wollte vor allem, um die polnische Selbständigkeit gründlich zu vernichten, der katholischen Kirche Polens den Lebensnerv durchschneiden, und schrieb deßhalb vor, die Gesandten müßten beim polnischen Reichstag durchsetzen, daß er allen Akatholiken (in Polen Dissidenten genannt) eine unbeschränkte Toleranz bewillige. Was Catharina unter „Toleranz" verstand, wird uns später klar werden.

Die Czarin spricht ihren Gesandten die Hoffnung aus, daß sie ohne Krieg zum Ziele ihrer Wünsche komme; würde sie sich aber, fügt sie hinzu, in dieser Hoffnung täuschen, so sei sie entschlossen, im Einverständniß mit dem Könige von Preußen, ohne vorausgegangene Kriegserklärung gleichzeitig alle polnischen Provinzen mit ihren Truppen zu überschwemmen, alle ihre Gegner als Rebellen zu behandeln und deren Güter mit Feuer und Schwert zu verheeren; sie werde die Waffen nicht eher niederlegen, bis das ganze polnische Livland von der Republik

getrennt und dem russischen Reiche einverleibt sei.

So lag also die Theilung Polens schon im Jahre 1763 in der Absicht Catharina's.

Während sie aber diese Absicht in einer geheimen Instruction aussprach, lautete ihre amtliche offizielle Sprache ganz anders. Wenige Wochen nach Ertheilung der obigen Vorschriften an ihre Gesandten gab sie den Polen durch Repnin die eidliche und feierliche Versicherung: es sei ein lügenhaftes Gerücht, daß sie polnisches Gebiet sich anzueignen suche; sie denke an keine Eroberungen, sondern wolle lediglich „durch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Großmuth" ihre Unterthanen beglücken: sie werde weder selbst jemals sich an dem unversehrten Besitzstande Polens vergreifen, noch gestatten, daß derselbe durch irgend eine andere Macht irgendwie Schaden erleide!

Ein russisches Heer von 10,000 bis 15,000 Mann rückte in Polen ein, aber wie die Czarin amtlich den europäischen Mächten versicherte, lediglich zu dem Zweck, dort eine „freie Königswahl" zu ermöglichen. Als die Polen sich bitter über diesen Bruch des Völkerrechts beklagten, gab Repnin ihnen die höhnende Antwort: die so freie und große polnische Nation könne doch nicht wähnen, daß so wenige Russen irgend etwas gegen ihre Rechte zu unternehmen im Stande seien. Auf die Frage der Polen: Warum denn die Czarin sich so sehr um die Republik bekümmere? erfolgte der höhnende Bescheid: Das hätten sie längst fragen sollen, jetzt sei es zu spät.

Durch die Uebermacht der russischen Truppen wurde die „freie Königswahl" in rechtlosester Weise im Sinne der Czarin geregelt. Der characterlose Stanislaus Ponia-

towski, mit welchem Catharina früher ein ehebrecherisches Verhältniß unterhalten hatte, bestieg im Jahr 1764 als russischer Satrap den Thron.

Wir können nun nicht im Einzelnen verfolgen, wie die russische Politik unter diesem „dienstbaren König" die Knechtung Polens vollzog, wie sie die auf drei verschiedenen Reichstagen beschlossenen militärischen, finanziellen und politischen Reformen zu Nichte machte, und wie sie die Aufrechthaltung des Liberum Veto, das heißt der Anarchie bewirkte, indem sie in einem Ultimatum die Abschaffung desselben als eine Kriegserklärung gegen Rußland bezeichnete, welche ein Einrücken neuer russischer Truppen zur Folge haben würde. Die gewaltsame Aufrechthaltung der polnischen Anarchie hieß im Munde Catharina's die „polnische Freiheit sichern, deren Schutz sie hochherzig aus Liebe zur Humanität übernommen habe".

Auch in anderer Weise noch nahm sie Polen „in Schutz". Eben zur Zeit, als sie zum zweiten und drittenmal vor Europa in amtlichen Denkschriften feierlichst betheuerte, daß sie niemals eine Handbreit polnischen Gebietes mit Rußland vereinigen werde, entriß sie schon im Laufe des Jahres 1765 der Republik in den östlichen Provinzen unter dem Vorwand einer „Grenzberichtigung" einen Landstrich von fünfzig Quadrat-Meilen, mit einer Bevölkerung von 160,000 Familien. Die russischen Truppen, welchen diese „Berichtigung der Grenzen" übertragen war, hatten Befehl, alle Handwerker und Künstler, welche die polnischen Adelichen mit großen Kosten auf ihre Güter gezogen hatten, aufzuheben und unter militärischer Escorte nach Rußland zu bringen. Zugleich aber hatten dieselben Truppen noch eine wichtigere Aufgabe zu vollziehen, näm-

lich die Unterstützung griechisch-schismatischer Bischöfe und Popen, welche die polnischen Bewohner der annexirten Landstriche mit Gewalt von der katholischen Kirche trennen, oder, wie Catharina sich amtlich ausdrückte, „zum Glauben ihrer Väter zurückführen" sollten.

Im Jahr 1765 beginnt die Theilung und Schismatisirung Polens durch Rußland. Gleichzeitig aber, als Catharina diese Schismatisirung begann, trat sie in Warschau zum Schutze der „von Gott gewollten Toleranz und heiligen Gewissensfreiheit" für die Dissidenten auf.

Dies führt uns auf die religiöse Frage, welche den eigentlichen Kern der russischen Politik in Polen bildete und deßhalb mit einiger Ausführlichkeit zu besprechen ist.

Die damaligen französischen „Philosophen", welche von Catharina reiche Jahrgehälter bezogen, sowie holländische und deutsche Journalisten, welche für die ihnen von Rußland zu Theil gewordene klingende „Anerkennung ihres gemeinnützigen Wirkens" zu Gegenleistungen sich verbunden fühlten, priesen die nordische Semiramis als eine „Philosophin auf dem Throne", die für die unveräußerlichen Menschenrechte in die Schranken trete und im fanatischen Polen „Toleranz und Gewissensfreiheit" zum Siege bringe.*) Kein Herrscher hat im vorigen Jahrhundert

*) Die „Anerkennung", das heißt die Corruption der deutschen Presse durch Rußland beginnt schon mit Peter I. Im Jahre 1702 beauftragte Peter den Baron von Huyssen, die deutschen Gelehrten dahin zu bringen, daß sie in ihren „merkwürdigen Abhandlungen" auch „etwas zu Rußlands Ruhm schreiben möchten, damit hierdurch dem Publico die schlechten Meinungen benommen würden, welche es von Rußland habe". Im Jahre 1705 überredete von Huyssen die Leipziger Gelehrten „zum Vortheil Rußlands in der europäischen Fama, und in

die öffentliche Meinung über sich so irre zu leiten verstanden, als Catharina II. Während sie politische Denkschriften abfaßte und verbreiten ließ, die wegen ihrer freisinnigen Grundsätze im monarchischen Frankreich verboten wurden, brachte sie ihre Autokratie in Rußland zu einer solchen Höhe, daß den Russen fast als einziges Recht übrig blieb, außer den kirchlichen Festtagen auch jährlich fünfundzwanzig Feste zu Ehren der Czarin zu begehen, unter andern auch den Tag, wo Ihre kaiserliche Majestät geimpft worden! Während sie sich brieflich mit Voltaire über die Nothwendigkeit, die Leibeigenschaft der russischen Bauern aufzuheben, unterhielt, und auch öffentlich diese ihre Absicht aussprach, erließ sie gleichzeitig Ukase, worin sie jeden Leibeigenen, der auch nur eine Klage gegen seinen Herrn vorzubringen wagen würde, mit Knute und Verbannung nach Sibirien bedrohte.

Ebenso verhielt es sich mit ihrer „Toleranz" in Polen. Sie nahm dort in Verbindung mit den übrigen akatho-

---

den öffentlichen Zeitungen zu schreiben" und half ihnen bei der Ausarbeitung der betreffenden Artikel. Jedoch das deutsche Publicum war schon damals nicht blind gegen die von Rußland betriebene Corruption der deutschen Presse. „Die moskowitischen Avisen haben gemeiniglich die Eigenschaft an sich, daß man ihnen entweder nicht glauben darf oder nicht glauben will, weil sie größtentheils aus solchen Orten einlaufen, die extrêmement partheyisch sind, und dasjenige, was sie wünschen, auf eine solche Art erzehlen, als hätten sie alles durch ein Vergrößerungs-Glaß angesehen, das übrige aber, was ihnen nicht recht in den Kram dienet, entweder auslassen oder mit trefflich ausgekünstelten Expreßionen in Zweifel ziehen." So die europäische Fama im Jahre 1705. — Ungleich schlimmer wirkte die Corruption der französischen Presse. Voltaire erbot sich im

lischen Mächten Europas die sogenannten Dissidenten, schismatische Griechen, Lutheraner, Calvinisten und so weiter in „Schutz", und zwar, wie sie amtlich sagte, „im Namen der geheiligten Rechte der Menschheit". Aber, fragen wir zunächst, mit welchem Rechte mischte sich die Czarin in die inneren Angelegenheiten eines unabhängigen Staates ein, und mit welchem Rechte trat sie im katholischen Polen zu Gunsten der Nichtkatholiken auf, sie, die für Rußland den Protestantismus als staatsgefährlich erklärte, und den Katholiken in Rußland mit blutiger Härte die freie Ausübung ihrer Religion untersagte? Doch wir wollen diese Fragen nicht einmal erörtern, sondern weiter fragen, ob die polnischen Dissidenten wirklich unterdrückt waren, ob es beim Vorgehen Rußlands sich um „Toleranz" für Nichtkatholiken handelte? Hierauf antwortet uns die Geschichte, daß die polnischen Dissidenten nicht bloß Toleranz genossen, sondern viel größere Rechte als irgendwo die Katholiken in protestantischen Staaten. Sie konnten sich im katholischen Polen überall niederlassen und ihren Privatgottes-

Jahre 1745 aus freien Stücken der Czarin Elisabeth, die ihm ungleich höher stehe, sagt er in seinen Bettelbriefen, als die von ihm besungene Elisabeth von England, zu lobhudelnden Arbeiten über Rußland, und machte darauf aufmerksam, von welchem Einfluß diese Arbeiten auf die Meinung des ganzen Erdtheiles sein würden, wenn sie in der bei allen Gebildeten dominirenden französischen Sprache geschrieben wären. Die Czarin ging bereitwillig auf die Wünsche des „Philosophen" ein, überschickte ihm kostbares Pelzwerk und eine Summe von 50,000 Livres, und versprach für die Zukunft noch weitere 4000 Dukaten. Dafür war denn Voltaire in der Presse thätig zur Fälschung der öffentlichen Meinung. Interessant ist, daß er dabei gleichzeitig sich „gegen die nichtswürdigen Scribenten" ereiferte, „die um schnöden Geldgewinn die historische Wahrheit verdrehen".

dienst einrichten; sie und ihre geistlichen Vorsteher standen so gut wie die Katholiken unter dem Schutz der Gesetze. Noch mehr. Der dissidentische Adel, für den allein die Czarin den Feuerbrand in's Reich warf, besaß alle Civilrechte des katholischen Adels, bekleidete selbst die höchsten Stellen in der Armee, theilte mit dem katholischen Adel die reichsten Staroſtien, Magistratswürden und Gerichtsämter. Es handelte sich bei der ganzen Dissidentenfrage wesentlich nur darum, ob der akatholische Adel, nur einige hundert Familien zählend, alle politischen Rechte, alle Souveränetätsrechte des katholischen Adels besitzen sollte. Catharina wollte ihm diese Rechte verschaffen, selbst mit Waffengewalt verschaffen, um im Senat und auf den Reichstagen eine ihr stets gefügige politische Partei zu besitzen. Die Czarin verlangte sogar für den schismatisch-griechischen Bischof von Mohilew Sitz und Stimme im Senat, obgleich nicht einmal die unirten griechischen Bischöfe des Landes dieses Privilegium genossen. König Friedrich II. von Preußen sagt in seinen Memoiren mit vollem Rechte, daß die Anforderungen für die Dissidenten in Polen „den Samen aller späteren Unruhen und Kriege ausgestreut hätten."

Aber die Czarin bezweckte eben diese Unruhen und Kriege. Als sie auf verschiedenen Reichstagen mit ihren Anforderungen nicht durchdrang, kündigte sie den Polen durch Repnin einen „Rachekrieg" an und ließ ein neues Heer von 30,000 bis 40,000 Mann in's Land einrücken. Sie sei dazu, erklärte sie im Anfang des Jahres 1767 in einem Jacobinermanifest vor Europa, verpflichtet, weil sie die „Freiheit und Gleichheit" (liberté et égalité) aller Polen für alle Zukunft sicher stellen wolle. Sie bean-

ſpruche nicht nur kein polniſches Gebiet, ſondern wolle die Integrität des Beſitzſtandes der Republik hüten und ſchützen, aber im Intereſſe der Humanität müſſe ſie mit bewaffneter Hand in Polen vorgehen. Auch ihr Miniſter Graf Panin ſetzte in einem offiziellen Schreiben an Repnin am 3. Februar 1767 auseinander: die hochherzige Czarin wolle lediglich für die Freiheit und Gleichheit aller Polen wirken und ſie verdiene dafür den Dank ſelbſt der polniſchen Katholiken.

Auf Betreiben der Ruſſen und unter dem Druck der ruſſiſchen Truppen wurden nunmehr zwei bewaffnete Conföderationen der Diſſidenten gebildet. Aber man würde ſich täuſchen, wenn man glauben wollte, daß es den Ruſſen gelungen ſei, den ganzen diſſidentiſchen Adel in die Verſchwörung gegen ſein Vaterland hineinzuziehen. Die Stimme des Rechts und der Wahrheit fand vielmehr unter den Diſſidenten ſelbſt bereitwilliges Gehör. Viele unter ihnen warnten vor dem Treiben der Moskowiter und erklärten: das Wohl des Vaterlandes ſei das erſte aller Geſetze, und das von Rußland verlangte bewaffnete Vorgehen werde die Grundlagen Polens erſchüttern und die Republik in den Abgrund ſtürzen. Die Toleranz, die ſie genöſſen und die auf dem letzten Reichstag durch neue Privilegien erweitert worden, ſei die größte, die es in Europa gäbe, und man ſolle ſich von Schritten fernhalten, die geeignet ſeien, die Republik unter eine fremde Macht zu bringen.

Dieſe fremde Macht verfuhr bereits dictatoriſch in Polen. Rußland zwang den König zur Zuſammenberufung eines neuen „außergewöhnlichen Reichstags“, und wiederum ließ Catharina durch Repnin, um die Diſſidenten-

frage in ihrem Sinn zu regeln, jacobinische Grundsätze predigen. Die Czarin, sagte Repnin, erstrebe nur die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes und die Freiheit. Der einzige Grund der Freiheit sei aber die Gleichheit, ein Grundsatz, den Jeder Allen müsse beizubringen suchen. Die Kaiserin könne die ihr von Gott verliehene Macht nicht besser anwenden, als wenn sie nach der jedem Menschen von Gott in's Herz geschriebenen Billigkeit jene Gleichheit zu befördern sich bemühe.

Vor der Eröffnung des Reichstags hatte Repnin von allen Mitgliedern desselben den schriftlichen Revers verlangt, daß sie Alles, was Catharina fordere, bewilligen würden. „Ich will mich nie und in keiner Weise", hieß es in diesem merkwürdigen Revers, „dem Verlangen des russischen Botschafters widersetzen. Im Fall ich dieses mein Versprechen nicht halten sollte, so unterwerfe ich mich den Strafen des Verlustes meines Adels, der Einziehung meiner Güter, ja dem Tode, wie überhaupt jeder Bestrafung, die der besagte Botschafter über mich zu verhängen belieben wird." Wer diesen Revers zu unterschreiben verweigerte, ward auf's Grausamste verfolgt. Die russischen Truppen ertrotzten mit Waffengewalt die Unterschrift und steckten die Paläste der „renitenten" Adelichen in Brand und verwüsteten ihre Ländereien. Aber trotz aller Gewaltthätigkeiten wurde der Revers von vielen Senatoren, Bischöfen und Landboten nicht unterzeichnet. Auf dem Reichstage selbst geißelten diese, obgleich von russischen Truppen umlagert, mit Kühnheit und Freimuth die unerhörten Maßnahmen einer Revolution, welche Rußland, um Polens Glück und Selbständigkeit zu untergraben, in den kirch-

lichen wie in den politischen Angelegenheiten durchführen wolle.

Catharina nämlich begnügte sich nicht mehr damit, durch die Dissidenten eine politische Partei zu gewinnen, sondern sie wollte Polen durch Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zu einem russischen Vasallenstaat machen und forderte, daß man ihr die Garantie der Verfassung übertrage. Die kühnsten Sprecher gegen die russischen Forderungen waren die edlen Bischöfe Soltik von Krakau und Zaluski von Kijow. Um ihren Widerstand zu brechen, hatte Repnin ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen confisciren lassen. Als ihn diese Maßregel nicht zum Ziele führte, ließ er in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1767 beide Bischöfe und die Grafen Rzewuski, Vater und Sohn, bald darauf noch mehrere andere Senatoren und Landboten gewaltsam aufgreifen und nach Sibirien schleppen. Unter Mißhandlungen aller Art ging die Deportation von Statten. Man verweigerte den Gefangenen selbst die nöthigsten Lebensbedürfnisse. Mit beredten Worten haben die Gefangenen später ihre Leiden und die Leiden ihres Vaterlandes geschildert. Allein es waren ja nur katholische Bischöfe, Senatoren und Landboten, die für ihre Religion und Freiheit gemartert wurden, und ihre Würgerin Catharina war im „philosophischen" Jahrhundert die „Philosophin auf dem Thron".

Schreiender als in Polen war das Völkerrecht noch niemals in Europa verletzt worden, aber Repnin nannte diese schreiende Verletzung eine „milde Maßregel seiner Herrin". Die Verhaftung sei nothwendig gewesen, weil die Delinquenten es gewagt hätten, „die Reinheit der Absichten Catharina's verdächtig zu machen, und weil sie sich gegen deren Würde vergangen." Repnin kündigte

zugleich höhnend an, daß die Czarin, „um Polens Glück zu sichern", noch andere ähnliche Schritte wohl für ersprießlich erachten könnte.

Ganz Warschau war von Trauer und Schrecken erfüllt; selbst die Vertreter der auswärtigen Mächte fühlten sich vor den russischen Gewaltthätigkeiten nicht mehr sicher: König Stanislaus aber, der russische Satrap, „saß ruhig an seinem Schreibtisch im Maleranzuge, umgeben von Pinseln, Tuschen, Farben und chinesischer Tinte, beschäftigt, eine neue Dienertracht für den künftigen Jahrestag seiner Krönung zu zeichnen." So fanden ihn die Repräsentanten der Nation, die ihn an seine Pflicht, gegen die Willkür Repnin's Protest einzulegen, erinnerten. Von ihren Bitten bestürmt, verstand sich der Elende dazu, in einer demüthigen Schrift die Czarin in seinem und des Reichstags Namen um Freigebung der Gefangenen zu bitten. Catharina jedoch erwiderte am 4. December 1767: Die uneigennützige und reine Liebe, die sie dem edlen Volke der Polen zuwende, erlaube ihr nicht, diesem Gesuche zu willfahren, sondern gebiete ihr, auf demselben Wege, auf welchem sie bisher das Heil des Landes erstrebt habe, unbeirrt fortzuwandeln. Ihr Botschafter in Warschau habe nur ihre Befehle vollzogen, als er die Aufwiegler aus dem Lande entfernt habe; diese Feinde der Ruhe und Gesetzlichkeit in Freiheit setzen, hieße das Land ihren verderblichen Anschlägen gewissenlos preisgeben.

Repnin hatte freie Hand. Seine bisherigen Gewaltthaten waren nur unbedeutende Vorspiele der blutigen Tragödie, die Catharina in Polen in Scene setzte. Um über den Reichstag unbedingt verfügen zu können, ließ Repnin eine Commission von sechzig Mitgliedern ernennen,

die mit unbeschränkter Vollmacht allgemein gültige Staatsgesetze entwerfen sollten; er zertheilte noch diese Commission der Art in engere Ausschüsse, daß nur acht, seinem Winke gewärtigen Mitgliedern schrankenlose Gewalt übertragen ward. So verfuhr dieselbe Macht, welche das Liberum Veto als unumstößliche Grundlage der polnischen Verfassung beibehalten wissen wollte. Mit einem wahrhaft orientalischen Despotismus schrieb Repnin in die Acten des Reichstags die Erklärung ein: Wenn man seiner Kaiserin nicht gehorche, so werde er Warschau der Plünderung preisgeben, das ganze Land verwüsten und allen Widerspenstigen das Haupt auf dem Blutgerüst abschlagen lassen. Russische Grenadiere umstanden, in Schlachtreihen aufgestellt, die Sitzungssäle, immer bereit auf den ersten Wink Repnin's ihre Waffen zu gebrauchen.

Durch solche Mittel kam Catharina zum Ziel ihrer Wünsche. Alle ihre Anforderungen für die Dissidenten wurden bewilligt, das Liberum Veto, das heißt die Anarchie wurde in unbeschränktester Weise von neuem sanctionirt. Sogar bei der Königswahl sollte Stimmeneinheit herrschen und der Einspruch einer einzigen Stimme sollte genügen, eine getroffene Wahl ungültig zu machen. Jegliches Reformgesetz der letzten Jahre bezüglich des Militär-, Justiz- und Finanzwesens wurde abgeschafft, ein neuer russischer Adel aus fast zweihundert elenden Subjecten geschaffen und Catharina zur Garantin aller dieser rechtlosen Stipulationen ernannt. Um das Maß ihrer Tyrannei voll zu machen, zwang Catharina die Mitglieder der Commission, in einer Denkschrift an alle europäischen Höfe das Werk der russischen Dictatur als die Morgenröthe der Freiheit und Unabhängigkeit Polens zu preisen.

So mußte die erniedrigte und geknechtete Nation ihre Tyrannin noch für ihre Befreierin ausgeben.

Aber die Czarin trug sich noch mit ganz anderen Planen um. Sie wollte Polen nicht allein staatlich russificiren, sondern die polnische Nationalität durch Ausrottung der katholischen Kirche Polens für alle Zukunft zu Grunde richten. Für diesen im Geheimen ausbedungenen Preis hatte sie ihren Satrapen Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron erhoben. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1764) schrieb Stanislaus seiner russischen Herrin: er sei bereit, nicht bloß im russischen Sinne für die Dissidenten zu wirken, sondern er wolle nach den Absichten der Czarin die polnische Kirche durch Aufrichtung einer Synode von Rom trennen und so seine Nation von einem fremden Joch befreien. Im Jahre 1767 war der Plan zu dieser nach dem Muster der russischen Synode eingerichteten „polnischen Nationalsynode" schon so weit gediehen, daß die polnischen Bischöfe in einer ausführlichen, durch Theiner bekannt gewordenen Denkschrift dem König auseinandersetzten, wie eine solche Synode ein vollständiges Schisma Polens und einen endlosen Bürgerkrieg herbeiführen würde. Schon bedeutete Repnin dem päpstlichen Nuntius, daß er Befehl habe, ihn verhaften und nach Rußland bringen zu lassen.

Als die Nachricht von all' diesen Vorgängen in Polen nach Rom kam, gerieth die ganze Stadt in die tiefste Bestürzung. Papst Clemens XIII. hielt ein Consistorium ab und forderte die Bewohner Roms auf, ihre Gebete mit den seinigen zu vereinigen und Gott anzuflehen, daß

er den Arm seiner Barmherzigkeit über Polen nicht verkürzen wolle. Er stellte einen allgemeinen Bittgang an und in allen Kirchen der Stadt wurde für die Erhaltung der Kirche Polens gebetet. Zahlreiche Processionen durchzogen die Straßen, ganz Rom gab das erhabene Schauspiel einer Bußstadt. Feierlichst protestirte der Papst gegen die Gewaltschritte der Czarin. Er wandte sich an alle katholischen Mächte Europas um Hülfe. Gleichzeitig erhoben sich in Polen alle edlen Männer, welchen die Freiheit ihres Vaterlandes und die unversehrte Aufrechthaltung ihrer Religion am Herzen lag und verbanden sich (Februar 1768) zu der berühmten Conföderation von Bar, um Polen vom russischen Joch zu erlösen. In beredten Manifesten wandten auch sie sich an alle europäischen Mächte, für ihr geknechtetes, zertretenes Vaterland um Hülfe bittend.

Allein die europäischen Mächte hatten kein Herz für die Leiden Polens. Die europäischen Mächte beschworen die französische Revolution herauf, deren Grundsätze zwanzig Jahre vor ihrem Ausbruch ungestraft durch eine gekrönte Autokratin in Polen practisch durchgeführt worden waren. Die französische Revolution saß später über die gekrönten Häupter zu Gericht.

Vergebens schilderten die Polen den deutschen Mächten die großen Verdienste, welche sie sich ehedem als Vorkämpfer gegen die Mongolen und Türken um Deutschland erworben hatten: Oesterreich that Nichts für sie, weil es den Krieg fürchtete und in seiner ganz isolirten Stellung fürchten mußte, und Preußen stand mit Rußland im engsten Bunde. Vergebens stellten die Polen dem französischen Cabinete vor, Frankreich werde aus seiner Stellung herausgedrängt, wenn Rußland durch die Dictatur über Polen

ſich zu einer europäiſchen Großmacht erhebe: der franzöſiſche Miniſter Choiſeul erklärte, daß ihm Amerika weit mehr als Polen am Herzen liege; die Verblendung ging in Paris ſo weit, daß man ſchon im Jahr 1763 im Miniſterrath auseinanderſetzte, Frankreich habe kein Intereſſe, ſich um polniſche Angelegenheiten zu bekümmern, ſelbſt wenn es zu einer Theilung des Landes käme. Am wenigſten konnten die Polen auf England hoffen, welches, lediglich um Handelsvortheile beſorgt, ein ruſſiſcher Vaſallſtaat geworden war und, wie aus zahlreichen Berichten des engliſchen Geſandten in Petersburg erhellt, ſich von Rußland mit äußerſter Verachtung behandeln ließ.

Nur zwei Mächte traten für die Polen ein: der Papſt und der — Sultan. Der Papſt ſetzte für ſie die Kraft des apoſtoliſchen Wortes ein, und der Sultan wollte für Polen das Glück der Waffen verſuchen. Er erklärte im October 1768 der Czarin den Krieg. „Erröthen Sie nicht“, ſagte der Großvezir dem ruſſiſchen Geſandten in Conſtantinopel, „vor Gott und vor den Menſchen über die Gräuel, welche die ruſſiſchen Truppen zum Hohn aller göttlichen Geſetze und zur Schmach der Menſchheit in Polen begangen, in einem Lande, das euch nicht gehört“? Der Paſcha Achmet Selim fragte in ſeinem Kriegsmanifeſt: „Wer gab Rußland das Recht, einen unabhängigen Staat mit Heeresmacht zu überziehen und mit Schwert und Feuer in Polen zu wüthen“? „Wir wollen“, fuhr er fort, „die Polen von jenen Horden, die unter dem Scheine der Freundſchaft ihre Freiheit unterdrücken und ihre Städte und Dörfer verwüſten, und die gar noch für ihre Frevelthaten ſich auf den Namen des Allerhöchſten Gottes berufen, zu befreien ſuchen und hoffen, daß das Glück uns begünſtigen möge

in unseren Unternehmungen, die wahrlich glorreicher sein werden, als schutz- und wehrlose Bischöfe, Senatoren, Nuntien und Edelleute in die Sclaverei zu schleppen".

Auch Catharina erließ nun ein Manifest und proclamirte, nachdem sie die polnischen Conföderirten von Bar für „strafwürdige Rebellen, öffentliche Räuber und Feinde des Vaterlandes" ausgegeben hatte, den Religionskrieg. Sie suche, erklärte sie, nur den Frieden des Menschengeschlechtes, und nur aus Liebe zur Menschheit, nicht aber um die Freiheit und Unabhängigkeit der Polen zu unterdrücken, habe sie durch ihre Truppen Polen vor seinem Sturze bewahrt. Seit ihrer Thronbesteigung befolge sie unabänderlich den Grundsatz, „mit den Nachbaren auf Grund der Tractate beständig in gutem Einverständniß zu leben". Sie berufe sich vor Gott und der Welt auf ihr Gewissen, daß sie Alles aufgeboten habe, den Krieg zu verhindern; da sie aber einmal zu demselben gezwungen sei, so erflehe sie vom Himmel den Sieg für ihre Heere und erwarte ihn mit freudiger Zuversicht: „da es sich ja um die Ehre des heiligen göttlichen Namens und um die Vertheidigung seiner heiligen orthodoxen Kirche handle, damit der Todfeind des christlichen Namens zu Boden geschmettert würde."

Während sie in diesem Manifest betheuerte, den Türken keine Veranlassung zum Kriege gegeben zu haben, betheuerte sie in einem andern, durch welches sie die Griechen gegen die Türken zur Empörung hetzte: Wie Peter I. und die Czarin Anna lediglich um ihre Glaubensbrüder von dem türkischen Joch zu erlösen, zu wiederholten Kämpfen mit den Türken bewogen worden, so habe lediglich auch der

inbrünstige Eifer für den orthodoxen Glauben die jetzt regierende heilige rechtgläubige Kaiserin Catharina vermocht, nochmals die Ausführung desselben gottgefälligen Werkes zu versuchen. Die Ungläubigen, diese heilige Absicht errathend, hätten nur, um sie zu vereiteln, ihr gottloses Schwert gegen das heilige Rußland gezogen, dessen heilige Krieger aber alle Gegner zu Boden schmettern würden.

Am 24. Juni 1768 rief sie die wilden Horden der Zaporeger-Kosaken und der Haidamaken zum Kampfe gegen die Polen auf und entfesselte deren religiösen Fanatismus in einem Mordedict, welches an Verruchtheit in der ganzen Geschichte kaum seines Gleichen findet. Sie gebe, heißt es in diesem Mordedict, bloß im Interesse der von den Polen und Juden „verfolgten heiligen Religion“ Befehl „dem Maximilian Zelasneak, Colonel und Anführer der Zaporeger, mit seinen eigenen Leuten und den russischen Truppen und den Kosaken am Don einzurücken in Polen, um auszurotten und niederzumetzeln mit Hülfe Gottes alle Polen und Juden, Verräther unserer heiligen Religion ... jene verruchten Meuchler, jene Treubrüchigen, Verletzer der Gesetze, jene Polen, die den falschen Glauben der ruchlosen Juden beschützen und ein treues und unschuldiges Volk unterdrücken ... deren Namen und Andenken ihr für immer vernichten sollt.“

Solche Vorschriften gab Catharina, die „Philosophin auf dem Throne“. Es war dieselbe Catharina, die Voltaire „seine Heilige“ nannte, für die Voltaire eine Art von Cultus beanspruchte.

Und die „russische Heilige“ fand getreue Vollstrecker ihrer Vorschriften. Wie reißende Wölfe fielen die Zaporeger

und Haidamaken in Polen ein, brannten Alles nieder und mordeten, angefeuert von ruſſiſchen Popen, zu Tauſenden ohne Unterſchied des Standes und Alters Frauen und Kinder, Greiſe, Mönche und Nonnen, die nicht zur ſchismatiſchen Kirche gehörten. Wer ſeine Rechtgläubigkeit beweiſen wollte, mußte Edelleute oder Prieſter umbringen. Man fand Galgen, an welchen ein Adelicher, ein Mönch, ein Jude und ein Hund neben einander hingen mit der Inſchrift: Alles iſt gleich. Man grub einige hundert Menſchen bis an den Hals in die Erde und mähte ihnen die Köpfe ab . . . man gab beſondere Vorſchriften, wie die gefeſſelten unglücklichen Schlachtopfer langſam zu erdroſſeln, zu erdolchen oder durch andere fürchterliche Todesqualen zu martern wären. In der Stadt Human allein, in welcher ſich von weit und breit aus den Dörfern und Städten Frauen, Kinder und Greiſe geflüchtet hatten, ſollen ſechzehntauſend Menſchen gemordet worden ſein. Auch die Geſchichte des Heidenthums iſt von Grauſamkeiten voll. Aber niemals hat man in der vorchriſtlichen Zeit aus religiöſen Scheingründen Grauſamkeiten begangen, die an Dauer und Ausdehnung zu vergleichen wären mit jenen, welche Catharina gegen ein wehrloſes Volk im „Intereſſe der Humanität“ und im „Namen des allerheiligſten Gottes“ in Polen verüben ließ. Als die Zaporeger und Haidamaken ihren Blutdurſt geſtillt, ihre „Miſſion“ erfüllt hatten, nahmen ihnen die Ruſſen die ungeheuere Beute ab, die ſie zuſammengeſchleppt hatten; in ſpäteren Jahren wurden auf Befehl Catharina's dieſe Volksſtämme mit ebenſo ausgeſuchten Grauſamkeiten von der Erde vertilgt, und wiederum erklärte Catharina (am 14. Auguſt 1775) vor Europa, ſie ſei zu dieſer Vertilgung „aus Pflichten gegen Gott

und das ganze Menschengeschlecht“ genöthigt worden.

Die russischen Truppen in Polen überboten, wo möglich, noch die Grausamkeiten der Zaporeger. Der russische Colonel Drewitz band die Kriegsgefangenen entblößt an die Bäume und gab seinen Soldaten Befehl an ihnen wie an Zielscheiben ihre Geschicklichkeit im Schießen zu üben. Ganze Haufen von Unglücklichen kettete er zusammen, ließ ihnen die Köpfe mit Picken abhauen und wußte diesen Mordscenen zu seiner Belustigung den Anblick von Carousselspielen zu geben. Schaarenweise ließ er den Gefangenen die Hände abhauen und trieb sie in die Felder bis sie ausgeblutet zu Boden fielen. Auch hatte er die Kunst erfunden, polnische Bauern und Juden lebendig so schinden zu lassen, daß ihre Haut die polnischen Nationalfarben darstellte.

Jeder Pole konnte mit Macduff im Macbeth sagen:

Blute, blute, mein armes Land!
Du große Tyrannei leg' deinen Grund nur fest,
Denn edler Sinn wagt nicht Einhalt zu thun!
Trag' nur zur Schau dein Unrecht!

Rußland trug in Europa sein Unrecht zur Schau und Polen blutete.

„Die Nachwelt wird es kaum glauben wollen“, rufen die Conföderirten des Palatinates von Russisch-Polen in ihrem Manifest aus, „daß freigeborene Edelleute, lediglich weil sie zur Vertheidigung ihrer Religion und der Freiheit ihres Vaterlandes zu den Waffen gegriffen, von den Russen überlistet, gefangen genommen, nackt erdrosselt und kaltblütig mit Picken und Bajonetten niedergemetzelt worden.

Nur mit Schauder können wir diese Blutscenen, die den wüthendsten Wilden vielleicht unbekannt waren, erwähnen.“ „Die Verfolgungen der Russen gegen die Katholiken“, heißt es in einem Manifest aus Lemberg, „gleichen den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte. Wir Polen können auf zahlreiche geplünderte, eingeäscherte und entweihte Kirchen verweisen, auf zerstörte Klöster, gefangen genommene Bischöfe, gemeuchelte Priester, auf unsägliche Grausamkeiten, die unsere Feder zu beschreiben sich weigert und die begangen wurden in einem Jahrhundert, welches sich mit dem kostbaren Titel der Humanität schmücken will.“ „Unser ehedem so blühendes Reich“, sagen die Conföderirten des Palatinates von Sandomir, „ist verheert und eingeäschert durch Truppen einer Macht, welche sich eine befreundete Macht Polens zu nennen wagt. Die Russen brandschatzen, rauben und morden, entweihen die Geheimnisse unseres Glaubens, plündern unsere Kirchen, tödten unsere Priester und schleppen unsere Bischöfe in den Kerker. Wir rufen deßhalb alle katholischen Mächte um Schutz an und auch alle Mächte, welche die Verträge von Oliva, von Karlowitz und am Pruth garantirten: unsere gegenwärtige Lage verunehrt, beschimpft, ja vernichtet ihre Autorität, und wir machen diese Mächte auf die Gefahr aufmerksam, die sie bedroht, wenn unser Land zerstückelt wird und zu Grunde geht.“

Alle Mahnungen verhallten und Polen ging zu Grunde. Während Catharina im Jahre 1771 noch einmal, und zwar zum siebtenmal seit ihrer Thronbesteigung, feierlichst erklärte, sie werde nie eine Handbreit polnischen Gebiets sich aneignen, stand sie bereits mit Friedrich II. von Preußen über die Theilung des Landes in Unterhandlung. Diese Unterhandlungen kamen 1772 zum Abschluß: der Raub-

vertrag wurde unterzeichnet, und Oesterreich eingeladen, sich am Raube Polens zu betheiligen. Und nun rückten außer den Russen auch noch Preußen und Oesterreicher in Polen ein und die wehrlose Nation fiel der von gekrönten Häuptern vollzogenen Revolution zum Opfer. „Wenn ich schon längst todt bin", schrieb Maria Theresia, „wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen werde." Die deutschen Mächte betheiligten sich nicht allein an einem Verbrechen gegen Polen, sondern sie begingen einen politischen Selbstmord. Mit Polen fiel die Grenz- und Schutzmauer Deutschlands gegen das barbarische halborientalische Moskowiterthum. Siegreich zog der russische Geist in Deutschland ein.

Hiermit schließen wir unsern Rückblick auf Rußlands Verhältniß zu Polen vor hundert Jahren.

Catharina hatte von dem geraubten Lande den Löwenantheil bekommen und suchte nun Schritt vor Schritt die polnische Nationalität auszurotten; sie dachte schon daran, die russische Sprache in Polen einzubürgern und sann vor Allem auf die Schismatisirung des Volkes. Der alte Plan, durch Errichtung einer nach russischem Muster ausgeformten polnischen Nationalsynode die Kirche Polens von Rom zu trennen, tauchte noch mehrmals auf, und schon unter Catharina wurden nicht weniger als zwei Millionen Katholiken mit Gewalt zur schismatisch-russischen Kirche „bekehrt". Die Verfolgung der katholischen Kirche Polens durch Rußland ist ein Nachtstück in der Geschichte des neueren Europas.

Wir sagten oben: nur zwei Mächte hätten den Polen Hülfe gebracht, der Papst und der Sultan. Der Sultan

unterlag im Kampfe gegen Rußland. Aber das Wort des Nachfolgers Petri ist noch keiner Macht unterlegen. Freilich gelang es dem Papste Clemens XIV. nicht, trotz mehrjähriger Bemühungen an den Höfen von Wien, Madrid und Versailles, die Theilung Polens zu verhindern, da in der Kaiserburg die ehrliche habsburgische Politik Maria Theresia's unterlag und die lothringische Politik Joseph's II. zum Siege kam, und da man in Frankreich damals mehr auf die Stimme Voltaire's als auf die Stimme des Oberhirten der Kirche hörte. Gleichwohl dient das Wort des Papstes, von der Mitwelt überhört, der Nachwelt noch zum Zeugniß und zur Mahnung; es vertrat die Sache des Rechtes und der Wahrheit, und Recht und Wahrheit bleiben, auch wenn sie unterdrückt werden, Sieger. In der That, Papst Clemens XIV. hat die Rechte Polens mit einer Wärme und Unermüdlichkeit verfochten, daß auch alle Nichtkatholiken, die den wehrlos Leidenden ihre Sympathien zuwenden und auf den Todeskampf eines langsam martyrisirten und von Rußland in seinen heiligsten religiösen Rechten blutig zertretenen Volkes mit einem warm menschlichen Interesse hinblicken, sein Andenken segnen müssen.

Es ist gewiß: Rußlands neuere Geschichte hat, wie der russische Minister Pozzo di Borgo aussprach, fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstand. Aber es ist eben so gewiß, daß Polens Fluch auf Rußland lastet, daß Rußland, seit es Polen verschlang, das Kind der Rache in seinem Innern trägt. Rußland mußte in Polen eine ungeheuere Armee unterhalten, die selbst in ruhigen Zeiten jährlich zehn Millionen Rubel kostete. Durch die ewigen Unruhen und Kriege ist Polen verwüstet worden, der Ackerbau ist der Art gesunken, Handel und Verkehr

sind der Art in Stocken gerathen, daß Rußland von dort niemals materiellen Gewinn gezogen hat, sondern den Polen gar oft materielle Unterstützung bieten mußte. Aber Rußland hat aus Polen noch schlimmere Früchte eingeerntet. Es trat mit dem Raube des Landes zugleich auch die Erbschaft der destructiven Ideen des französischen Encyclopädismus an, die im vorigen Jahrhundert außerhalb Frankreichs nirgends einen so empfänglichen Boden als in Polen gefunden. Die cäsaropapistische, im Byzantinismus erstarrte russische Kirche ist aber so wenig zu einem Kampfe mit den zersetzenden Ideen befähigt, daß die Corruption des ganzen russischen Volkes, namentlich der Gebildeten, gegenwärtig bei allen Kennern der russischen Zustände als eine allgemein angenommene Thatsache gilt. Um das Rachewerk zu vollenden, hat Polen, entwickelt ein neuerer Historiker, in der herrschenden russischen Nation die finsteren Geister der geheimen Gesellschaften wachgerufen, und eine große polnische Partei conspirirt gemeinsam mit der russischen Revolution. „Polen schwächt unser Vaterland", hieß es in der bekannten russischen Monstreadresse vom November 1861, die allein in Petersburg an 20,000 Unterschriften gefunden haben soll, „mehr als es uns stärkt: und nicht nur unser Wohlstand leidet durch die polnische Unterdrückung, sondern auch unsere nationale Ehre. Dank den Polen bezeichnet uns Europa als Barbaren."

Seitdem ist die letzte polnische Erhebung blutig zu Boden geschlagen und das durch den Weheruf des beispiellos von den Russen gemarterten Polenvolkes wachgerufene Mitgefühl der civilisirten Welt hat nur einer machiavellistischen Diplomatie zum Spielzeug gedient. Aber aus den Tausenden blutiger Gräber, sagt der erwähnte Historiker, wird erst

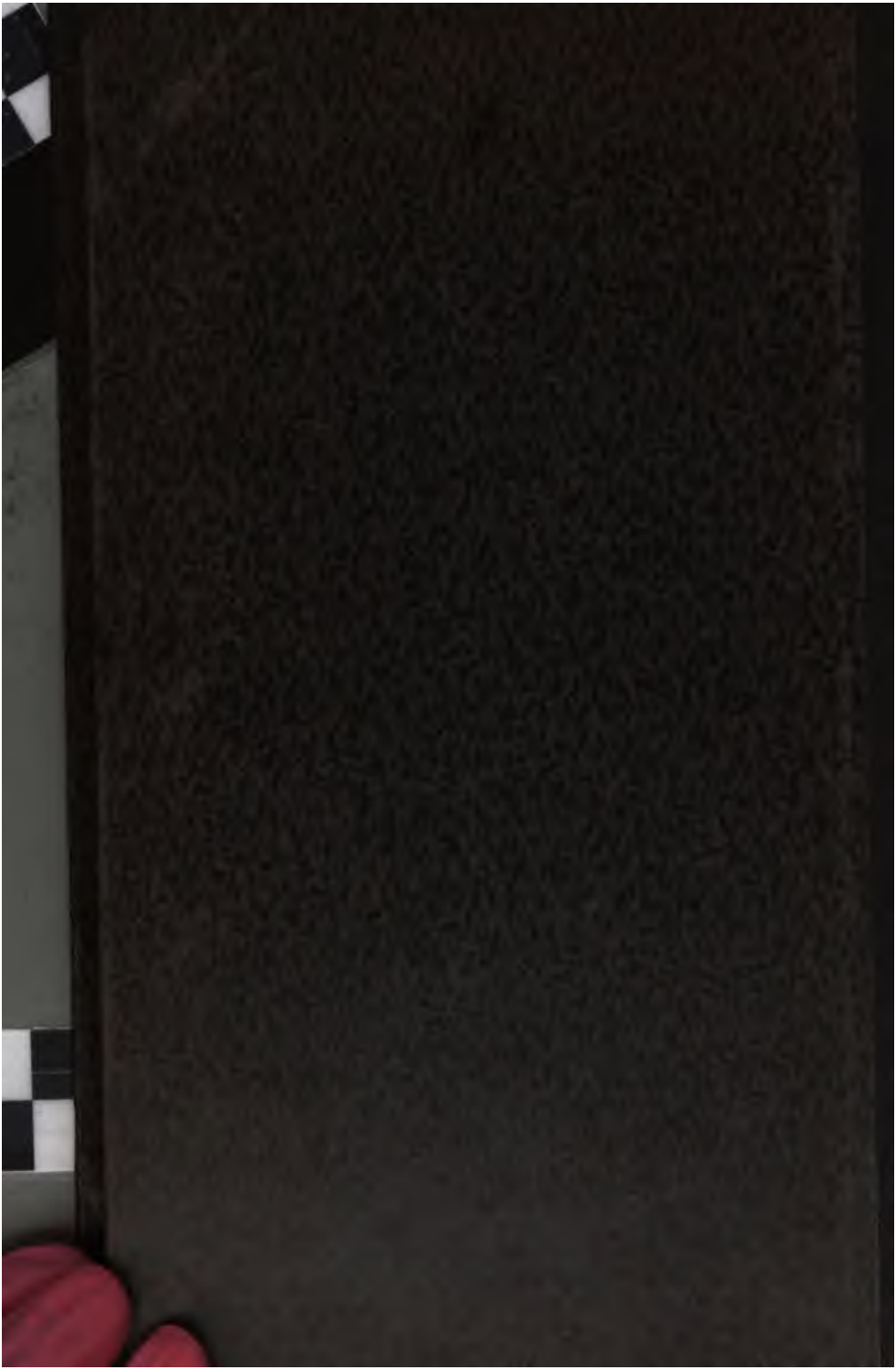
mit rechter Zuversicht der Rächer aufsteigen: der Umsturz im Czarenreich selber. Es ist in Rußland ein Geist geweckt worden, und gerade durch die polnische Crise zur Geltung gekommen, den es nicht tragen kann, der den verrotteten Leib sprengen muß: und besinnt sich dieser Geist am neuen Sarg der polnischen Königsleiche einmal auf sich selber, dann wird der Satz buchstäblich wahr werden: „Polen ist Rußlands Fluch, Polens Untergang ist Rußlands Verderben."

Wir aber glauben, Polen wird nicht untergehen, wenn es treu auf die Stimme aus dem Vaticane hört, wenn es die Worte des Papstes, des einzigen Helfers, den es jetzt wie früher gefunden, im rechten Geiste der Buße auffaßt, um sich von den Leidenschaften, die auch in der letzten Revolution so betrübend und oft grausig zu Tage traten, zu reinigen und den Geist der innern Zwietracht zu bannen.

Dann, aber auch nur dann ist Polen und seine Kirche noch nicht verloren.

BR 325 .D6
Luther
Stanford University Libraries
3 6105 041 232 658

BR
325
D6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.